

# ***Veilchen***



## Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Januar bis März 2012 [Andrea Herrmann]
- S.10 Supermärkte [Bernd Wiebus]
- S.12 Der tiefgreifende Osterspaziergang [Thilo Bachmann]
- S.17 In eigener Sache [Holger Hartenstein]
- S.19 Der Osterhasen liebste Farbe [Elfriede Camilla Herold]
- S.21 Aufenthalt in London (14.08.2011) [Karl Farr]
- S.22 Von dir verführt [Angelika Schranz]
- S.23 Toter Hund [Philip J. Dingeldey]
- S.24 Auszeit des Winters [Arno Peters]
- S.25 Ein grüner Vogel, der fliegt in den blauen-grauen Himmel [Megumi Sakurai]
- S.27 Rezension „Keltenblut“ von Silke Alagöz [Andrea Herrmann]
- S.28 Rezension: „Das Duell: Kant vs. Novalis“ von Gerd Egelhof [Andrea Herrmann]
- S.28 Rezension „Umkehr der Worte“ [Andrea Herrmann]
- S.29 Rezension „Meister Knastfelds Hybris – Liebeserklärung an das alte und junge Klein-Wien“ von Ondine Dietz [Andrea Herrmann]
- S.31 Rezension „Mord in den Bergen“ von Karl Farr [Andrea Herrmann]
- S.32 Ankündigung: Literaturfestival „buch & beet“ auf der Landesgartenschau Nagold im Mai 2012
- S.34 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

diese Ausgabe dokumentiert unter anderem meinen ausgiebigen Lesewinter. Dieser Winter erschien mir besonders lang und kalt und dunkel. Umso erfreulicher ist es, nun wieder draußen im Sonnenschein lesen zu können!

Herzliche Frühlingsgrüße!

Andrea Herrmann

Titelbild von Angelika Schranz

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, 70372 Stuttgart oder per E-Mail: [veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de](mailto:veilchen„at“geschichten-manufaktur.de)

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.  
Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:  
[www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html](http://www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html)

## Lesetagebuch Januar bis März 2012

Musik, Musik, Musik verzaubert die Helden einiger der Romane meines Winterpensums – jedenfalls diejenigen, die nicht durch das All reisen.

Ferien auf dem Land? Tyler und Lucinda sind zwei ganz normale amerikanische Teenager – Lucinda hübsch und nett, Tyler „der Typ mit den Ohrstöpseln“. Als eines Tages ein bisher unbekannter Onkel sie für die Sommerferien auf seine Farm einlädt, reagieren sie alles andere als begeistert. Dass mit diesem Bauernhof etwas nicht stimmt, bemerken sie schon im Zug, als sie in des Onkels selbstgeschriebenem Fachbuch über Kühe (?) lesen, wie man diese fängt, wenn sie auf Bäumen sitzen, und wie man verhindert, dass sie Feuer rülpfen. „*Die Drachen der Tinkerfarm*“ (von Tad Williams und Deborah Beale) als die letzten ihrer Art sind streng geheim. Darum nennt sich die Farm auffällig unauffällig die „Ordinary Farm“ (deutsch: „normale Farm“) und liegt hinter dem Dorf Standard Valley. Der kautzige Onkel Gidion ist immerhin ein normalsterblicher Mensch, was man vom Rest der Mitarbeiter und Tiere der Tinkerfarm nun wirklich nicht behaupten könnte. Nach und nach stellt sich ihr Ferienort als immer merkwürdiger heraus, ihr Herumschnüffeln entwickelt sich sogar gruselig und bedrohlich. Tyler fasst es mal so zusammen: „Ihre Feinde waren eine richtige Hexe, die zaubern konnte, und ein schwerreicher Typ, der sich die Farm unter den Nagel reißen wollte.“ Im stürmischen Finale stürzt dann auch beinahe ein schwarzer Hubschrauber ab sowie eine verzweifelte Drachennutter im Kamikazeflug, es wird scharf geschossen und ein Geldkoffer wechselt den Besitzer. Nun müssen die unfreiwillig Verbündeten nur noch für Onkel Gidion eine harmlose

Erklärung basteln! Der Roman fesselt durch die sympathischen Hauptpersonen und die vielen Rätsel, die sich ihnen und dem Leser stellen: Woher stammen die Drachen? Warum klappt es nicht mit dem Ausbrüten des Eies? War Gidions Schwiegergroßvater ein Verrückter, ein genialer Wissenschaftler oder stolperte er zufällig in die magische Spalte? Was ist mit dem Schwarzhörnchen los? Und was stimmt nicht mit diesem Haus? Wohin ist Tante Grace verschwunden und woran starb ihr Vater Oktavio Tinker? Dieser erste Band der Serie kann und will nur einzelne dieser Fragen beantworten, aber ich hoffe, in den nächsten Folgen erfahren wir mehr! Am Ende fahren Lucinda und Tyler nach Hause zurück und müssen weiter ganz normal zur Schule gehen. Tyler sagt: „Wir sind heimliche Astronauten. Wir waren auf dem Mond, aber jetzt müssen wir wieder all das tun, was andere Menschen tun.“ Gelernt haben sie aber in diesen Ferien eine Menge. Tyler entdeckte, dass in Büchern nützliches Wissen stecken kann, und Lucinda musste erkennen, dass „nett“ und „nett“ nicht dasselbe ist. Für mich selbst nehme ich als Lieblingszitat mit: „Was in Büchern steht, ist für Anfänger. Das Wichtige wird nur mündlich weitergegeben.“

Noch mehr Zauber erlebt Julian in „*Spiegelzeit*“ von Wolfgang und Heike Hohlbein. Es handelt sich dabei um einen frühen hohlbeinschen Jugendroman aus dem Jahr 1991, über 500 Seiten dick. Gleich zu Beginn wird Julian, der Sohn des Bühnenzauberers, auf dem Rummel von einem geheimnisvollen Roger angesprochen und einem Lederjackett-Mike gejagt, ohne zu ahnen, wie eng deren Schicksal mit seinem eigenen und dem seines Vaters verwoben ist. Roger

verspricht ihm eine Welt hinter den Spiegeln, in der er alles sein kann, was er will. Doch Julian begeht einige feige Fehler und verpasst so die Chance, sich in einer Spiegelscherbe zu betrachten, die ihm angeblich zeigt, wer er ist. Je mehr Julian begreift, welche Schuld er vor neunzig Jahren auf sich geladen hat, umso mutiger wird er, ohne sein Mitgefühl zu verlieren, das diesen Roman so empfindsam und trotz aller blutrünstiger Verfolgungsjagden auch zu einer Reise in die Tiefe macht. Der Roman diskutiert das Zeitreiseparadoxon und warum man die Vergangenheit nicht ändern kann. Außerdem geht es um das ewige Leben. Zweihundert Jahre lang Zuckerwatte zu essen, was ist das wert? Der Roman stellt durch das Verwischen der Welten vor und hinter dem Spiegel, von 1991 und 1908, von Freund und Feind die Konzentration des Lesers auf eine harte Probe. Aber es lohnt sich, die Gedanken der Autoren nachzuvollziehen, um das überraschende Ende zu verstehen. Selbst die klügsten der Romanhelden hatten es so nicht vorhergesehen. Und so ist das Buch nicht nur spannend wegen der Verfolgungsjagden, explodierenden Spiegeln, Trollen und anderen zähnefletschenden Monstern sowie Feuersäulen, sondern wegen dem Gedankenspiel mit Zeitreisen und mit der Unausweichlichkeit des Schicksals. Die zu Anfang gestellte Frage, was in Julian steckt, die er eben nicht der Spiegelscherbe zu stellen wagte, beantwortet er während des Romans durch sein Handeln. In ihm steckt mehr als er selbst erwartete! Viel mehr. Es gibt mehr als nur ein einziges Rätsel zu lösen und mehr als einen Feind zu besiegen. Und am Ende ist nichts was es zu sein scheint, weder vor noch hinter den Spiegeln. Aber das Beste ist die Erkenntnis: Spiegel haben mehr als zwei Seiten!

Farbenfrohe Musik, übermächtige Magie, verlockend und dionysisch, vermischt sich auf diesem Jahrmarkt zu einer bedrohlichen Geschichte. In dem

Jugendroman „*Die Macht des Amuletts*“ von Catherine Fisher prallen drei Welten aufeinander: Da ist zunächst das kommerziell geführte Herrenhaus, das Micks Vater gehört, und gut organisiert die Touristen effizient durchschleust, um den goldenen Saal samt Apollo und die sauber geschnittenen Hecken zu besichtigen und im Souvenirladen Geld auszugeben. Hier ist kein Platz für Träume, sondern Pläne, Klemmmappen und Checklisten sorgen für Ordnung, selbst im jährlich stattfindenden Jahrmarkt. Auf diesem Fest treffen sich Künstler, Gaukler und Musiker, bunte Stände bieten zauberhafte Souvenirs feil und in den Zelten wird musiziert und getanzt. Diese Welt der Lebenskünstler und der Freundschaften zieht Mick an, täglich treibt er sich für zwei Wochen dort herum mit seiner Flöte. Er will Musik studieren, doch sein Vater verbietet ihm diese Dummheit, zumal er nicht sonderlich begabt ist. Dieses Jahr jedoch ist alles anders. Man sieht viele Fremde auf dem Jahrmarkt, etwas ist eingedrungen, das Angst macht. Katie bemerkt es als erste und weiß als einzige, was es ist. Alex der ausgezehnte Harfenspieler erklärt es ihr, denn er ist eben erst der Magie entkommen, die nun wieder ihre Netze ausspannt. Die Geister der Lüfte schenken Mick musikalische Begabung und ziehen ihn damit in ihren Bann, nähren sich von seiner jugendlichen Kraft und geben ihn nicht mehr her. Katie mit den orange gefärbten Haaren, erdverbunden mit bloßen Füßen, versucht auch Mick zu erden und den bösen Mächten zu entziehen, doch er hört auf niemanden und verrät Katie. Gegen die übermächtige Magie hilft nur das eiserne Amulett, das von Hand zu Hand wandert. Doch am Ende muss die Königin der Geister ihr Opfer haben.

Musik bezaubert auch in Sofja Tolstajas „*Lied ohne Worte*“. Die Ehefrau von Lew Tolstoj hat selbst zwei Romane geschrieben, von denen „Eine Frage der Schuld“ in Russland erst 75 Jahre nach ihrem Tod erschien, „Lied ohne Worte“ bis

heute nicht. 2010 wurde dieser Roman zum allerersten Male auf Deutsch veröffentlicht. Die junge Sascha stürzt nach dem Tod ihrer Mutter in eine tiefe Depression, die ihren etwas tollpatschigen Gatten Pjotr ratlos macht. Zurück ins Leben findet Sascha erst, als der Musiker Iwan Iljitsch ihr Mendelsohn-Bartholdys „Lieder ohne Worte“ vorspielt und sie damit in Rausch und Lebenslust versetzt. Sie beginnt wieder selbst zu spielen, was sie wegen ihrem Gatten aufgegeben hatte, der Musik nur als Lärm empfindet und am liebsten im Garten gräbt. Als Freund des Hauses und Musikliebhaber besucht der Pianist Sascha und Pjotr regelmäßig. Unbemerkt verliebt sich Sascha in ihn, und obwohl sie vernünftig zu sein versucht, droht sie an der Situation zu zerbrechen: ihr liebevoller, doch bedrückter Ehemann und gleichzeitig der kühle Musiker, der ihre Liebe nicht erwidert. In ihrem Tagebuch schrieb die Autorin über eine ähnlich selbst erlebte Dreiecksgeschichte: „Warum nur errichten Menschen eine Mauer um sich herum, wie L.N. [Tolstoi] und Sergej Iwanowitsch [Tanejew] es tun? Erfordern denn ihre Werke – ihr geistiges, künstlerisches und musikalisches Schaffen – eine solche Abgrenzung von Mitmenschen und ihrem Mitempfinden? Und wir, die gewöhnlichen Sterblichen, laufen in unserer Einsamkeit, in unserer Liebe zu jenen, die diese Grenze zwischen sich selbst und uns ziehen, voller Schmerz gegen diese Mauer an.“ Sascha hat in dieser Geschichte nur verloren: das Vertrauen und das Glück ihres Gatten, und zuletzt die Musik. Gewonnen hat sie nichts als Schmerz, ihre Liebe spricht sie nie aus, denn auch ohne Worte versteht sie, dass sie nicht geliebt wird. Ihre Sehnsüchte bleiben alle unerfüllt und selbst die Musik ist ihr nun verdorben, denn sie hat ihre ätherische Reinheit verloren und ist in die Niederungen von Lust und Gelüsten hinab gezogen und besudelt worden.

„*Das Mädchen Orchidee*“ (Pearl S. Buck) trug im Lauf ihres Lebens viele Namen: Yehonala (Orchidee), Tsu Hsi (die

gesegnete Mutter, Kaiserin des Westlichen Palastes) und zuletzt Alter Buddha, weil sie den Regen herbei zaubern konnte. Diese romanhafte Biographie der letzten chinesischen Kaiserin könnte eine der realistischsten sein, da Pearl S. Buck damals in China recherchiert und Erzählungen aus erster und zweiter Hand gesammelt hat. Und so entsteht ein differenziertes Bild einer widersprüchlichen, starken Frau, die weltfremd im Verbotenen Palast des Kaiserpalastes aufwächst, und die Welt nur durch die Bücher der Weisen kennt sowie durch Berichte im Thronsaal, während sie sich als Frau hinter einem Vorhang verbergen muss. Eine Chinesin, die die Traditionen hoch hält und die weißen Ausländer wegen ihrer Unzivilisiertheit verachtet. Die ihren Sohn abgöttisch liebt und tobsüchtig wird, sobald er sich heimlich ein ausländisches Spielzeug besorgt wie eine Minieisenbahn. Eine dominante Matrone, die sich inmitten einer Männerwelt durchsetzen konnte und viele Mordanschläge überlebte. In diesem Roman betritt der Leser längst vernichtete prächtige Paläste, erlebt ausgestorbene Traditionen und taucht ein in eine Jahrtausende alte Hochkultur. Und er lernt einiges über Macht und politische Strategien!

„*Die gute Erde*“ von Pearl S. Buck ist ein preisgekrönter Roman, der ebenfalls in China spielt. Seine Hauptperson Wang Lung, der arme Bauer, heiratet eine der Sklavinnen (Olan) der reichen Familie Huang. Ab diesem Tag geht es mit ihm bergauf: Das warme Wasser wird ihm morgens gebracht, nun arbeiten vier Hände auf seinen Feldern, die Ernte fällt gut aus und Olan gebärt ihm hintereinander zwei Söhne. Wang Lungs ganzer Stolz und Lebensinhalt jedoch bleibt die Erde, die ihn und die Seinen ernährt. Auch als sie in einer Hungersnot ihr Saatgut aufessen und den Ochsen schlachten müssen, weigert er sich: „Ich werde mein Land niemals verkaufen!“ Auf die Dürre folgen bessere Zeiten, Wang Lung kann den Huangs

immer mehr Land abkaufen, wird immer reicher. Die Arbeit auf dem Feld erweist sich als eine gesunde Tätigkeit – körperlich, emotional und moralisch gesund. Alle Dummheiten begehen er und seine Söhne in Zeiten der Untätigkeit. Und immer wieder kehrt Wang Lung auf seine Felder zurück. Drei Frauen liebt Wang Lung im Verlauf seines Lebens und jede anders. Am Ende schließt sich der Kreis dieser Geschichte, denn sie endet wie sie begann: mit einem reichen Haus, dessen verwöhnte Söhne den Wert der Erde nicht zu schätzen wissen.

„*Das Heimchen am Herd*“ von Dickens ist tatsächlich ein Heimchen, eine Grille, die in der Küche wohnt. Sie zirpt mit dem Teekessel um die Wette und symbolisiert (und schützt!) Gemütlichkeit und häusliches Glück. Können Sie sich vorstellen, dass böse Menschen Heimchen wie Ungeziefer zertreten? Die Heimchen nennt Dickens „mächtige Geister“, „Die Stimme des häuslichen Herdes“ und illustriert dies durch eine Geschichte, in der mal ausnahmsweise niemand zu Tode kommt. Untertitel des Romans ist richtigerweise „Ein Hausmärchen“, denn es beschreibt Häuslichkeit, wie sie viel zu schön ist, um wahr zu sein. Dieser Roman lebt von seiner sprachlichen Lockerheit, freundlichen Scherzen und den wunderschön anschaulichen Bildern. Da wird ein Baby „unter Segel gesetzt“, was allerdings in Etappen geschehen muss, um Mutter und Kindermädchen „Kampfpausen“ zu erlauben. Das Pferd nutzt mit seinen ungeduldigen Telegrammen die Straße ab. Und Dickens begeht augenzwinkernd den Tabubruch, die „leichte Mahlzeit“ des Babys und die Waden seiner Mutter mehrfach zu erwähnen. Der Fuhrmann John, seine Frau Mary (namens Pünktchen), der Hund Boxer sowie das Baby leben glücklich, gut gelaunt und zufrieden zusammen, obwohl John viel älter ist als die lebenslustige Pünktchen und im Gegensatz zu ihr von gemächlichem Temperament. Seine Unfähigkeit, Witze zu reißen, läuft als

Running Gag durch diesen Roman. Das häusliche Glück scheint perfekt, bis John eines Abends einen Fremden mit nach Hause bringt und der garstige Spielzeughändler Tackleton die blutjunge May heiraten will. Nun kommt eines zum anderen und gipfelt in der Entdeckung, dass Pünktchen den Fremden ein wenig zu gut kennt. Doch statt den Rivalen nächstens in seinem Gästebett zu ermorden, geht John in sich und nimmt alle Schuld auf sich, dafür dass er das junge Frauchen seiner Freiheit beraubt hat. Beinahe hätte der erste Hochzeitstag in einer Katastrophe geendet, doch alle Masken werden gelüftet und Lügen aufgeklärt und am Ende feiern alle ein großes fröhliches Fest. Und so ist dieser Roman ein herzliches Plädoyer für Liebe und Vertrauen – und Gemütlichkeit!

In dem Kurzkrimi „*Café mit Schuss*“ von Gesine Schulz und Mischa Bach überschlagen sich im Theater-Café Central die Ereignisse. Die erfahrene Privatdetektivin Karo Rutkowsky (bekannt auch aus dem Buch „Der Beuys von Borbeck“) musste dort vorübergehend während gefährlicher Bauarbeiten ihr Büro aufschlagen. Und so bekommt sie live den Mord an dem Schauspieler Czerny mit, dessen Kaffee leider einen Schuss zu viel enthielt. Naja, beinahe, denn während der Schauspieler vom Sitz kippt, liegt sie selbst K.O. geschlagen am Boden. Karo ermittelt. Zum kritischen Zeitpunkt war das Café gut besucht, also gibt es viele Verdächtige, manche davon entfernten sich, ohne ihre Personalien zu hinterlassen. Auf nur 16 Seiten gelingt es den beiden Autorinnen, falsche Fährten zu legen und zu verfolgen, Spannung aufzubauen und jede Menge interessanter Menschen und netter Wortwitze unterzubringen. Die Künstler-Atmosphäre in dem Café tut das ihre dazu, um aus dem rasanten Krimi einen Lesegenuss zu machen. Mischa Bach steuert dazu ihre intime Ortskenntnis bei, denn dieses Café im Essener Grillo-Theater dient ihr als Wohnzimmer. Gesine Schulz ist die „Mutter“ von Karo, der Essener Privatdetektivin und Putzfrau.

Eine ganz und gar verzwickte Liebesgeschichte hat James Collins in „Zauberberg für Anfänger“ konstruiert. Selten haben sich einem vom Schicksal füreinander bestimmten Paar so viele Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Wie im echten Leben sind die meisten davon selbst verschuldet: ein verlorener Zettel, das bescheuerte Warten auf den richtigen Augenblick, das Ersetzen einer direkten Frage durch Beobachten und Grübeln. Der Autor scheint ein böartiger Mensch zu sein, dem immer wieder neue Hindernisse einfielen, die er zwischen Holly und Peter werfen kann. Deren unglückliche Liebe ist kunstvoll verknüpft mit den verkorksten Geschichten anderer leidender Liebender. Und damit Holly und Peter endlich zusammen kommen, bedarf es einiger Unterstützung von außen: einen Todesfall, Erpressung, die Flucht der Ehefrau und international kollaborierende Informantennetze. Und so kommt es am Ende doch noch wie es kommen muss. Besonders genossen habe ich, dass der Autor trotz seiner Böartigkeit gegenüber dem Leser seine Figuren liebevoll behandelt. Dieselbe Situation und Person wird aus verschiedenen Sichten beschrieben, so dass das Urteil des Lesers gerecht ausfallen kann. Eingebettet ist die Geschichte in das Milieu der amerikanischen High Society und spielt inmitten von Antiquitäten, Kunstwerken, in teuren Restaurants und in der Wall Street. Insgesamt also ein sensibler, romantischer Roman mit lauter lebenswerten Personen, denen man Glück wünscht und mit denen man gerne mitleidet.

„Irre! Wir behandeln die Falschen. Unser Problem sind die Normalen!“ von Manfred Lütz bezeichnet sich selbst als „eine heitere Seelenkunde“. In schwungvoller Sprache und flapsiger Übertreibung führt dieses Buch auf 190 Seiten auch den Laien in die Psychologie ein. Die häufigsten Diagnosen (Depression, Angststörung, Panik, Schizophrenie, Sucht, Demenz)

werden erklärt und welche Therapien hier nützlich sein könnten. Immer wieder betont Lütz, dass es bei der Therapie auf Problemlösungen ankommt. Daraus folgt, dass es eben nie die einzig wahre Therapie gibt, sondern immer mehrere Möglichkeiten, von denen mal die eine, mal die andere besser passt. Probieren geht über Studieren. Es folgt daraus aber auch, dass man nur den zu behandeln braucht, der sich krank fühlt, der leidet, oder der sich oder andere gefährdet. Wer Stimmen hört, aber sich wohl dabei fühlt, ist nicht behandlungsbedürftig. Sympathisch finde ich, dass er dringend davon abrät, im Alltag Leute zu beraten, die „nicht ihren Krankenschein“ bei einem abgegeben haben, denn es ist doch allgemein üblich geworden, dass die Küchenpsychologen einen überall überfallen und einem gutgemeinte Ratschläge aufdrängen, auch außerhalb der Küche. Und genau diese Normalen, die immer so genau wissen, was normal ist, bezeichnet Lütz als gefährlicher als die harmlosen Kranken, die niemandem etwas zuleide tun. Die Normalen mit ihrer Intoleranz und ihrer Wut auf alles, das „anders“ ist.

„Der Mars war ein fernes Ufer und die Menschen erreichten es in Wellen. Jede Welle war anders und jede Welle war stärker.“ „Die Marschroniken“ von Ray Bradbury erzählen in Episoden die Geschichte der Besiedlung des Marses. Wenn man den langen Weg von der Erde zum Mars (auch Tyr genannt) zurück legt, dann erwartet man dort ein entsprechend begeistertes Willkommen. Insbesondere wenn die Marsianer menschenähnlich sind und dank Telepathie mit den Neuankömmlingen kommunizieren können. Doch weit gefehlt! „Die Marschroniken“ erzählen eine andere Geschichte. Die erste Mannschaft erleidet im Februar 2030 einen schnellen Tod durch ein Bienengewehr, weil der Kapitän Nathaniel York mit Ylla geflirtet hatte. Die zweite Mannschaft gelangt im August 2030 immerhin so weit, dass sie nach zweimaligem Weiterreichen an die

zuständige Stelle geraten und das Aufnahmeformular für das Irrenhaus unterschreiben dürfen. Natürlich nur der Kapitän Jonathan Williams, denn seine drei Mannschaftsmitglieder und sein Raumschiff gelten als von ihm erzeugte telepathische Halluzinationen. Erst im Irrenhaus bereitet man ihnen einen brausenden Empfang. Die Normalen wissen genau, dass die Erdatmosphäre viel zu viel Sauerstoff enthält, als dass dort Menschen leben könnten. Die Mars-Welt ist ein wenig exotisch mit singenden Blumen und goldenen Spielzeugspinnen. Die dritte Expedition, Kapitän John Black und seine fünfzehn Männer werden auf der anderen Seite des Mars ganz anders empfangen! Mit Blaskapelle und eisgekühlter Limonade – serviert von ihren Verwandten, die eigentlich längst tot sind. Als Kapitän Black die Halluzination durchschaut, ist es bereits zu spät... Es erweist sich als zähes und verlustreiches Unterfangen, einen Planeten zu erobern, dessen Bewohner der Telepathie und Hypnose fähig sind! In Abständen von wenigen Monaten landen immer neue, besser ausgestattete Missionen von der Erde und finden jedes Mal eine völlig andere Situation vor. Moral und Kunst sind zwei wiederkehrend behandelte Themen des Romans. Kann man ohne Arme Sünden begehen? Oder ohne Körper? Der Schluss der Chroniken 2057 könnte am Anfang der Geschichte stehen und vielleicht wird sie sich ja wiederholen, irgendwann 2020...

„*Planet Eden*“ (Teil 1) ist ein Hörspiel von Andreas Masuth und beschreibt einen Science Fiction Altraum: Nach über vier Jahren im All kehrt das internationale Raumschiff „Kopernikus“ von seiner Marsmission zurück. Die Besatzung unter Kommandant Kaurismäki hat ihren Auftrag glänzend erfüllt und freut sich auf die bevorstehende Ankunft. Doch schon bald merken die Astronauten, dass irgendetwas Seltsames während ihres Tiefschlafes passiert sein muss. Sie bekommen weder zur Erdbasis Kontakt

noch zu der mächtigen Orbiterstation „Lunaris“.

Totenstille liegt über dem blauen Planeten und seinem künstlichen Trabanten. Man findet die Orbiterstation verlassen und eingefroren vor, trudelnd im Absturzsoh der Erdanziehung. Jeder Funkruf an die Erde verhallt weiterhin ohne Antwort. Da entdeckt man eine Aufzeichnung. Eine Nachricht, die schon fast zwei Jahre alt ist...

Um das Rätsel zu lösen: Ein gigantischer Magnetsturm, größer als all die anderen, die unser Planet bereits überlebt hat, zerstörte das Erdmagnetfeld. Die Menschheit starb innerhalb von Sekunden – vor zwei Jahren.

Nun ist guter Rat teuer. „Das Leben ist das einzige, was uns noch geblieben ist. Ich werde es nicht einfach aus der Hand geben“, sagt der Kapitän. Weitere Meinungen lauten: „Die Frage ist, was wir mit der Zeit anfangen, die uns bleibt.“ „Eine Lösung finden, um den Jüngsten Tag abzuwenden?“ und: „Da schicken die uns los, um die Zukunft der Menschheit zu sichern. Und wenn wir wiederkommen, ist die Menschheit bereits Geschichte!“

Die Besatzung der Kopernikus rekonstruiert den Untergang und den desolaten Zustand der Erde, die von Menschen- und Tierleichen verseucht ist. Keine Spur von Überlebenden. „Unser blauer Planet ist vollkommen verstummt.“ Doch dann erhalten sie ein Signal über eine „unbekannte Verbindung“.

Währenddessen bastelt Norman an einem Plan, um sowohl Lunaris zu retten als auch ihre eigene Lebenserwartung zu verlängern. Als sie ihn umsetzen, geraten alle Sicherheitssysteme in Aufruhr. Doch das Wagnis hat sich gelohnt: Lunaris gehört nun ihnen. An Bord finden sie auch weitere Informationen, und sie erfahren, dass die Menschheit sich letztlich selbst vernichtet hat. Und doch hoffen sie, irgendwo auf diesem Planeten noch Überlebende zu finden. Ob dem so ist, erfahren wir vermutlich in späteren Teilen der Serie...

Teil 2 beschreibt die Landung der Crew auf dem schweigenden blauen Planeten. Der neue Raumhafen im irischen Wicklow erscheint als Standort perfekt, um von dort Rettungsaktionen möglicher Überlebender zu koordinieren. Doch das ist ein fataler Fehler... Als Mittelteil der Serie bringt dieser Teil 2 die Handlung nur wenig voran. Wir erfahren, dass sich auf der Erde mutierte Lebensformen breit gemacht haben. Doch als die Raumfahrer die Erde schon aufgeben wollen, registrieren ihre Computer jede Menge menschlicher

Lebenszeichen rund um den Planeten. Das Hörbuch lebt v.a. von den sehr angenehmen Stimmen der Sprecher und witzigen Dialogen. Beispielsweise als der Kapitän vor der Fahrt zur Erdoberfläche sagt: „Hat auch jeder seine Ausrüstung überprüft? Ich möchte nicht auf halbem Weg hören ‚Oh, wir müssen nochmal zurück...‘“

Fortsetzung folgt...

*Andrea Herrmann*

# Supermärkte

*Uedem, den 14.08.2011  
Niederschrift eines Traumes vom  
13.08.2011*

Ich habe vergessen, wo ich mein Auto geparkt habe. Ich habe Hunger. Ich bin im Zentrum einer Kleinstadt in einem provisorisch eingerichteten Supermarkt in einer alten Fabrikhalle. Hier sind auf einfachen Holz- und Eisenkonstruktionen die Waren ausgelegt wie auf einem Stand auf dem Wochenmarkt. Ich fühle mich verwirrt und desorientiert. Ich habe Hunger, kann mich aber nicht entscheiden, was ich kaufen will.

Schließlich wähle ich den Algorithmus, den ich in solchen Situationen meistens wähle: Ich nehme das, was mir zuerst in die Finger gerät. Diesmal ist es ein Paket Waffeln. Auf dem Weg zur Kasse verlaufe ich mich zwischen den regellos wie ein Labyrinth aufgestellten Ständen. Und es ist niemand zum Fragen da. Schließlich, in einem Gang, der auf der einen Seite von einer endlosen Kette von Ständen mit Kartoffelchipstüten und auf der anderen Seite von einer genauso endlosen Kette von Ständen mit Äpfeln, die vor einer schmutzig gekalkten, schlecht verfugten Ziegelwand stehen, fällt mir die Waffelpackung zu Boden.

Als ich mich danach bücke, sehe ich, daß unter einem der Apfelstände ein großes Loch in die Wand gebrochen ist. Die fehlenden Ziegel sind teilweise um das Loch herum verstreut. Neugierig sehe ich mir das Loch genauer an.

Es führt in eine sehr schlecht beleuchtete Nachbarhalle. Ich krieche durch das Loch und stehe in einer großen, verlassen und staubigen Lagerhalle. Stapel gebrauchter Holzpaletten stehen herum. Licht fällt nur wenig durch ein komplett verblindetes Oberlicht, das sich in der Mitte des

Hallendaches in Längsrichtung durch die komplette Halle zieht. Eine altertümliche Kranbahn in Stahlgitterbauweise ist zu erahnen, und in den Boden sind Rillenschienen für einen Gleisanschluß eingelassen.

Ermüdet und verwirrt setzte ich mich auf einen der Palettenstapel und esse zerstreut von den Waffeln. Nach einer Weile höre ich ein Geräusch. Ein Mann mit einem hellen Kittel steckt seinen Kopf durch das Loch zur Markthalle. Ein Angestellter der Markthalle oder gar der Chef selber. Ich höre ihn mit einem für mich unsichtbaren Begleiter sprechen: „Mist, schon wieder ein Einbruch“... „Ja, der Laden ist fast nicht abzusichern.“ Er blickt umher, und ich meine schon entdeckt zu sein, aber in der dunklen Halle hat er mich wohl nicht gesehen. „Nein, zu sehen ist nichts, und zu hören auch nichts. Die werden schon über alle Berge sein.“ Der Kopf verschwindet wieder. Schritte und ein gedämpftes, unverständliches Gespräch entfernen sich.

Nach einer kleinen Frist laufe ich zum Loch und schlüpfte zurück in die Markthalle. Der Gang ist leer. Ich krieche unter dem Apfelstand hervor und suche den Ausgang.

Und tatsächlich. Nach ein paar Biegungen stehe ich vor den unbesetzten, leeren Kassen. Aus dem nahen Büro schellt ein Telephon, jemand hebt ab und meldet sich. Ich verlasse den Laden.

Draußen stehe ich in einem trüben, aber sehr warmen und schwülen Tag. Gewitterstimmung. Der Parkplatz ist fast leer. In einem Lastzug, der wohl neue Ware geliefert hatte, döst der Fahrer hinter dem Steuer, seine Mütze ins Gesicht gezogen.

Auch auf der vorbeiführenden Straße ist nicht viel los. Ich laufe sie entlang. Eine

ländliche Kleinstadt. Sogar hier im Zentrum sind die Häuser nicht höher als zweistöckig, mit großzügigen Garagen und Höfen. Ich biege in eine Seitenstraße ab, und da steht auch mein Wagen geparkt. Ich zücke den Zündschlüssel, steige ein, schließe die Tür und glühe vor. Während des Vorglühens schnalle ich mich an, dann starte ich den Motor. Es ist alles frei. Ich fahre los. Doch nach wenigen Metern merke ich, daß ich immer noch Hunger habe.

Also suche ich mir in der Nähe einer Einkaufspassage einen neuen Parkplatz. Sehr viele Geschäfte haben ihre Auslagen draußen. Aber nur ein Laden hat Lebensmittel. Und zwar lediglich Schokolade, Weingummi und andere Süßigkeiten. Dazu Zigaretten und Zeitungen. Ich will einen Schokoladenriegel kaufen, aber der Verkäufer teilt mir mit, daß Sonntag ist, und er nur Zeitungen verkaufen darf. Nun gut. Ein Stück weiter ist ein Café. Aber auch das ist heute geschlossen. Ich gehe weiter, und am anderen Ende der Straße ist ein großer Supermarkt.

Die Straße davor ist sehr eng. Zusätzlich wird sie von einem Baucontainer vor dem Supermarkt eingengt. Daneben ist ein großer Eingang. Als ich mich nähere, erscheint in dem großen Eingang ein Gabelstapler mit einer Palette Milchtüten. Er füllt den Eingang so aus, daß ich keinen Platz zum Durchgehen finde. Wegen der unübersichtlichen Verkehrslage mit der engen Straße und dem Baucontainer ist der Fahrer vorsichtig, und so dauert es etwas, bevor er weiterfährt und die Öffnung freigibt.

Ich trete ein, und stelle fest, daß ich wieder in eine Lagerhalle geraten bin. Diesmal eine kühl klimatisierte und hell beleuchtete. Ich drehe um und gehe zurück auf die Straße. Warum habe ich das nur vorher nicht gesehen? Hundert Meter weiter die Supermarkthalle entlang ist eine große, grell blinkende und blitzende

Leuchtreklame in den schrillsten Farben. Darunter ein großer, trichterförmiger Eingang und eine Mensentraube.

Ich gehe darauf zu, und stelle fest, daß meine Augen nicht mehr so toll sind. Beim Näherkommen wird aus der Mensentraube ein Bauschuttcontainer. Der trichterförmige Eingang ist eine hoch oben angebrachte Öffnung mit einer großen Klappe, aus dem jetzt ein Förderband ragt, das einen kontinuierlichen Strom zerschredderter Pappkartons nach draußen in den Container befördert. Von innen höre ich einen Elektromotor brummen. Eine Maschine klappert rhythmisch, und zwischendurch sind unregelmäßige Reißgeräusche zu hören. Das einzige, was ich richtig erkannt hatte, war die große, auffällige Leuchtreklame. Wieder kein Eingang.

Aber halt. Dort geht jemand mit einem vollen Einkaufswagen, und dort jemand mit einem leeren in die Gegenrichtung. Ich folge dem mit dem leeren Einkaufswagen um die Ecke des Gebäudes und sehe dort ist tatsächlich einen Eingang. Ein eher unscheinbarer Eingang mit einer Rampe nach oben. Als ich den Laden betreten will, entpuppt sich die Rampe als viel steiler als erwartet. Ich muss mich auf den Bauch legen und mich mühevoll mit allen Vieren hocharbeiten, indem ich jede Unebenheit, jede ausgebrochene Stelle im Betonboden und jede Fuge in der Ziegelwand ausnutze.

In der Gegenrichtung, auf der linken Seite der Rampe, verlassen Kunden den Laden, indem sie auf leeren Einkaufstüten die Rampe als Rutschbahn hinabrutschen. Einer lässt seinen Einkaufswagen hinabrollen. Mit lautem Scheppern gerät er irgendwo auf dem Parkplatz außerhalb meines Gesichtsfeldes. Am oberen Rand der Rampe bietet ein Plakat einen Tirolurlaub mit Bergsteige-Kurs an.

*Bernd Wiebus*

*Geboren 1962 in Duisburg-Beeck. 1980 Abitur, anschließend Lehre als*

*Energieanlagenelektroniker in der Stahlindustrie. Später E-Technik-Studium. Diplom 1995 in Duisburg. Arbeitet als Servicetechniker für OES und XRF Geräte.*

*Wohnt seit 2002 in Uedem. Schreibt gelegentlich in der Freizeit Prosa. In letzter Zeit aber eher Sachtexte (z.B. über die Software KiCAD).*

## *Der tiefgreifende Osterspaziergang*

Ingrid, die gebürtige Wienerin, hatte sich vorgenommen, einen längeren Spaziergang in der Wiener Innenstadt zu machen. Es war angenehm warm an diesem 3. April. Dieser Monat zeigte sich von seiner besten Seite; die Sonne schien und die Mariahilfer Straße mit ihren vielen Geschäften erschien der Ingrid und den emsig hin und her bummelnden Menschen besonders bunt und farbenfroh. Menschen verschiedener Nationen und Gestalt gingen an Ingrid, der diplomierten Krankenschwester, vorbei oder in gleicher Richtung. Ingrid spazierte stadteinwärts, ab und zu die Schaufenster der Läden betrachtend.

Neben ihrem Diplom als Krankenschwester war sie auch Oberkrankenschwester des Göttlichen Heilandes, eines bekannten Spitals in Hernals im 17. Bezirk.

Entgegen ihrer sonstigen geselligen Art war sie heute ohne Begleitung – sie hatte ihren freien Tag – und bummelte auf dem rechten Gehsteig der Mariahilfer Straße entlang und hatte bereits die Ampel der Neubaugasse überschritten, wo sich die Haltestelle des 13 A Autobusses befindet. Sie fragte einen zufällig ihr entgegenkommenden Polizisten nach der „Gruft“. Sie hatte zwar schon von ihr gehört, aber sie konnte sich nicht vorstellen, was sie darstellte, und wußte nicht, wo sie sich befand.

Der Polizist sah sie freundlich an und sagte, sie müsse noch etwa 350 Meter weitergehen bis zur Barockkirche und dann rechts abbiegen und nach 50 Meter ist der

Eingang im Anschluß an die Kirche. Ingrid bedankte sich und schlenderte auf dem Gehsteig entlang und hatte die Barockkirche erreicht, bog rechts ab und stand dann auf einmal vor dem Eingang der „Gruft“. – Ingrid war 45 Jahre, im besten Frauenalter, temperamentvoll und klug.

Sie stieg die Stufen hinab und öffnete die Tür, eine abgestandene Luft vermischt mit Schweißgeruch strömte ihr entgegen. Gleich beim Eingang rechts befanden sich die Toiletten, auch die männlichen. Ingrid atmete einen üblen Geruch nach Pisse ein, aber es ekelte sie nicht. Sie war einiges gewohnt, obwohl sie selber sehr viel Körperpflege betrieb. Sie war nicht eine, die so schnell die Nase rümpfte. Dann ging sie am verschmutzten Waschbecken vorbei ein paar Stufen hinunter in den großen Saal, wo gleich vor ihren Augen längliche Tische standen mit Durchgängen, geradeaus weitergehend befand sich hinter einer offenen Türe das Büro des Sozialarbeiters und rechts war die Abgabe der nicht mehr benötigten Kleidung, Socken und Schuhe.

Ein, zwei Sozialarbeiter hatten so manchen Streithansel zurechtzuweisen, sich zu mäßigen. Ingrid setzte sich an einen der Tische, die bereits dort Sitzenden musterten sie unwillig und bedachten sie mit finsternen Blicken. Nur einer von ihnen lächelte sie an. Er sah heruntergekommen aus, sein langer Kinnbart war grindig, er hielt sich schlecht, ein Buckel hatte sich auf seinem Rücken gebildet, seine

schlacksigen, dünnen Arme hingen kraftlos herunter. Seine Hände und Fingernägel ungepflegt, Fingerspitzen und Nägel vom vielen Rauchen braungefärbt, auch seine Zähne zeigten die typische Farbe eines Rauchers. Er wies auf einen freien Sessel neben sich und sagte: „Setzen Sie sich neben mich, ich freue mich über jeden Gast, der uns hier besucht.“ Ingrid erhob sich und folgte seinem Wunsch. Als sie neben ihm Platz genommen hatte, wollte er ihr seine schmutzige Hand geben, aber sie tat so als hätte sie das nicht bemerkt und reagierte nicht darauf. Er sprach sie an: „Sie kommen mir bekannt vor. Hatten wir nicht schon mal miteinander was zu tun?“ Ingrid erwiderte unsicher: „Ich weiß nicht, es kann sein, ich kann mich nicht mehr so genau erinnern.“

Sie dachte nach. „Irgendwo muß ich ihn schon gesehen haben, aber wo? Jetzt erinnere ich mich an einen Mann, der ihm ähnelte, aber der sah anders aus: gepflegt. Ich weiß nicht ob es derselbe ist, der hatte nämlich keinen Buckel, es muß schon länger her sein. Er fuhr fort: „Vor fünf Jahren lag ich als Patient im Göttlichen Heiland für etwa 14 Tage wegen einer Hämorrhoiden im Enddarm, diese mußte operativ entfernt werden. Ja, und Sie haben mich da in dieser Zeit betreut. – Ich hatte nach der Operation beträchtliche Schmerzen am After und konnte ein paar Tage nicht urinieren und hatte auch keinen Stuhlgang. Ich habe nur Ihren Namen wieder vergessen.“ Schwester Ingrid dämmerte es langsam wieder und erinnerte sich: „Sie sind das, der Josef Kunschak, der mit der Hämorrhoiden im Enddarm. Ich bin die Oberschwester Ingrid, hab´ Ihnen nach der Operation heißen Tee und am nächsten Tag Ihr Frühstück, Ihr Mittagessen und das Abendbrot gebracht. Mit Ihnen haben wir was mitgemacht, erst nach vier Tagen hatten Sie normalen Stuhlgang und konnten wieder Harn ablassen. Sowas und da sind Sie hier in der „Gruft“ gelandet, Herr Kunschak.“

Dieser nickte und bestätigte: „Ja die Oberschwester Ingrid, Sie waren gut zu mir, haben mich wegen meiner Schmerzen

beruhigt, jetzt erinnere ich mich genau. Diese Operation setzte mir zu, aber mit Ihrer Hilfe habe ich die Schmerzen gut überwunden.“

Ingrid meinte: „Sie waren tapfer, Herr Kunschak, Sie sollten versuchen, von hier weg zu kommen. Das hier ist zwar eine gute soziale Einrichtung.“

Der Herr Josef sagte: „Ja, hier bekommen Obdachlose ein warmes Essen zu Mittag und am Abend gratis. Duschen kann man sich hier auch und einmal die Woche kommt eine Dame, die anbietet, unentgeltlich uns die Haare zu schneiden, wenn wir das wünschen. Ja, Schwester Ingrid, ich weiß, ich sehe heruntergekommen aus und halte mich schlecht – seit ich arbeitslos und ohne Obdach bin. – Ich war schon einmal verheiratet und eine Arbeit hatte ich auch, aber ich verkehrte mit den falschen Menschen, fing zu trinken an und rauchte viel zu viel, begann Drogen zu nehmen. Das blieb nicht ohne Folgen, meine Frau ließ sich von mir scheiden, weil ich dauernd betrunken war und erst spät nach Hause kam. Deswegen verlor ich unsere Firmenwohnung und entlassen wurde ich auch. Einen Alkoholiker konnten sie nicht brauchen. Danach ging es mit mir bergab. Habe mich sehr gehen lassen. Wohl fühlen tu ich mich hier eigentlich nicht, ich würde gerne wieder eine Arbeit annehmen, aber eine Wohnung bräuchte ich halt auch, wenn auch keine große. Drogen nehme ich schon lange nicht mehr und den Alkohol meide ich auch und das Rauchen werde ich auch lassen. Laut meinem Arzt ist meine Lunge schon angegriffen, leider das geht auch ganz schön ins Geld.“

Ingrid dachte: „So wie ein Sandhase leben, das kann dieser Josef doch nicht wollen. Er darf sich nicht einfach aufgeben. Er müßte erst mal die Lust haben, seinen Körper zu pflegen, sich ordentlich duschen mit einem Gel, sich rasieren etc. und sich ordentlich kleiden.“ Und laut sprach sie: „Wenn Sie wieder Freude am Leben bekommen, sich pflegen wollen, dann könnte ich Ihnen helfen, aus Ihrer Misere herauszukommen. So wie Sie sich nach außen hin geben, wird

sich nie was ändern. Sie müssen Einiges dazu beitragen, um eine Besserung Ihrer Lage zu bewirken.“

Ingrid schwieg und sah ihn mitleidig an. Josef nickte und sagte: „Sie haben Recht. Ich werde versuchen, wieder so zu werden, wie ich vor einigen Jahren war. Ich schäme mich, daß Sie mich in dieser Aufmachung gesehen haben.“ – Es war mittlerweile fast 19 Uhr geworden und bald gab es was Warmes zu essen: Es hatte sich bereits eine Schlange von hungrigen Frauen und Männern verschiedenen Alters angestellt und warteten darauf, daß die Köche das Zeichen gaben für die Essensausgabe. Josef schloss sich der Schlange an und sprach: „Besuchen Sie mich wieder in einer Woche. Das würde mich freuen.“ Er winkte ihr freundlich zu. Ingrid winkte zurück, erhob sich, ging an ein, zwei Sozialarbeitern vorbei und stieg die Stufen hinauf und schritt ins Freie. Während Schwester Ingrid die Mariahilfer Straße auf dem rechten Gehsteig Richtung U3 Station Zieglergasse dahin schlenderte, dachte sie darüber nach, wie sie dem Herrn Josef helfen könnte. Sie überlegte hin und her und sagte leise zu sich: „Meine Wohnung hat nur 28 Quadratmeter und ist zu klein, aber meine Freundin, die Heidrun, hat eine 50 Quadratmeter-Wohnung in Eigentum mit drei Zimmern. Dort könnte der bucklige Josef für einige Zeit wohnen als Mieter. Ich werde sie anrufen. Sie wähle ihre Handynummer von ihrem Handy. – Es war erst 19 Uhr 30. Sie müßte zuhause sein. Heidrun meldete sich sofort am anderen Ende: „Ja, wer spricht?“ Ingrid sagte: „Ich bin es, die Ingrid. Wir sollten uns wieder zu unserem wöchentlichen Kaffeepauscherl treffen. Kann ich heute noch zu dir in deine Wohnung kommen? Du brauchst mir nichts aufzuwarten, Heidrun.“ Diese antwortete: „Wenn es weiter nichts ist, besuche mich nur. – Ich bin derzeit unbemannt, wie du weißt. Ich ertrage die Männer nicht auf die Dauer mit ihren Mucken. Die Männer, das ist ein Kapitel für sich. Sie sind oft sehr lästig. Also bis später. Läute zweimal hintereinander an der Sprechanlage.“

Ingrid sagte: „Danke, Heidrun, bis dann.“ – Sie beendeten das Gespräch. Heidrun wohnte in der Semperstraße in Währing. Ingrid stieg in der Zieglergasse in die U3, fuhr bis zum Westbahnhof und dann stieg sie in die U6 um. Bald stand sie vor der Semperstraße Nr. 5 und läutete zweimal. Heidruns angenehme Stimme war zu hören. Ingrid meldete sich: „Ich bin es, die Ingrid.“ Der Summer ertönte, sie betrat das Haus. Die Wohnungstüre von Nummer 5 öffnete sich und Heidrun sagte freundlich: „Komm herein, ich habe schon Tee aufgesetzt. Er ist fertig.“ Ingrid betrat die geschmackvoll eingerichtete Wohnung. Heidrun ging ins Wohnzimmer. Ingrid folgte ihr. Drei bequeme Fauteuilles standen in jeder Ecke. Heidrun sagte: „Nimm Platz, Ingrid.“ Sie setzte sich. Die Teekanne stand am Tisch und zwei Heferln. Heidrun füllte diese mit dem wohlriechenden Tee und fragte: „Kandisin, Zitrone?“ Ingrid antwortete: „Ja, beides bitte.“ Ingrid kam gleich zur Sache: „Es geht nicht um mich, sondern um einen guten Bekannten, der in Schwierigkeiten steckt. Hat Arbeit und Wohnung verloren und ist sehr seriös und bräuchte ein Dach über den Kopf bis er sich eine eigene Wohnung gefunden hat und wenn er sich bemüht, bekommt er auch eine Arbeit. Er ist guten Willens. Könntest du ihn als Übergang für einige Zeit als Mieter bei dir wohnen lassen für eine geringe Miete?“ Heidrun meinte: „Platz hätte ich schon, wenn er anständig und gepflegt ist, aber 140 Euro pro Monat muß ich verlangen. Dusche ist mit eingeschlossen. Ich werde ihn mir genau ansehen. Bringe ihn nächste Woche her, dann werden wir weitersehen.“ Ingrid sagte: „Ich danke dir. Das wäre geregelt, vielleicht darf er sich ab und zu was Leichtes kochen?“ Heidrun antwortete: „Vielleicht, das muß ich mir noch überlegen, wenn er sich einwandfrei verhält.“ Ingrid nahm sich ein Kandisin und drückte den Inhalt einer zerkleinerten Zitrone in ihrem Tee aus. Beide tranken ihre Tassen aus. Ingrid erhob sich und sagte: „Danke für den Tee,

Heidrun. Wie geht es dir sonst? Du siehst recht entspannt aus?“

Heidrun erwiderte: „Mir geht es gut, auch gesundheitlich und wie ist das bei dir?“

„Bei mir ist es der Kreislauf, also dann bis in einer Woche, Heidrun.“ Sie verabschiedeten sich. Ingrid fuhr mit der 41 Straßenbahn bis Gersthof und stieg dann in die S45 und nach einer Haltestelle verließ sie in der Krottenbachstraße wieder die S-Bahn und ging ein Stück zu Fuß zu ihrer Wohnung in der Obkirchergasse einer Altbauwohnung. Müde war sie, las zwar noch in der Zeitschrift „Der Feierabend“, dann richtete sie sich ihr Bett, dann fielen ihr die Augen zu.

Nach einer Woche suchte sie wieder die „Gruft“ auf – es war schon 18 Uhr – und fand dort den Josef Kunschak nicht sofort. Ein vollkommen anders aussehender Mann winkte ihr, der zwar einen Buckel besaß, aber sehr gepflegt aussah, sein Bart war verschwunden, eine adrette Hose trug er und ein gebügeltes Hemd und einen leichten Pullover hatte er an – er roch angenehm nach einer wohlriechenden Seife. Diesmal reichte Ingrid ihm zum erstenmal ihre Hand und sagte: „Brav, Herr Josef. Ich habe auch eine Unterkunft für den Übergang gefunden, bei einer Freundin, Sie müssen schon dafür Miete zahlen.“

Josef sagte erfreut: „Wirklich? Das haben Sie für mich getan? Natürlich habe ich ein Einkommen. Ich erhalte vom Sozialamt 850 Euro. Ja, wieviel wird denn die Miete ausmachen?“ Die Ingrid antwortete: „140 Euro. Vielleicht dürfen Sie auch den Gasherd meiner Freundin benutzen, wenn sie Ihnen vertraut. Haben Sie das Abendessen schon hinter sich?“ Josef sagte: „Noch nicht. Ich stelle mich gleich an. Es ist schon fast 19 Uhr.“ Er kam als einer der Ersten mit einem Teller mit etwas Geselchten, gekochten Erdäpfeln und warmen Karotten und Erbsen. Er setzte sich kurz hin und aß langsam ohne Gier. Als der Teller leer war, brachte er ihn zur Ausgabestelle. Eine Stofftasche gefüllt mit verschiedenen Hosen, Hemden, Schuhen

hatte der Herr Josef schon sich hergerichtet, dann verließen sie die Gruft. Josef meinte: „Ich habe mich vor drei Tagen wegen einer Arbeit umgesehen – da war ich schon gesellschaftsfähiger – und zwar brauchen sie Kassierer und Regalbetreuer beim Hofer, das kann ich sicher, sie zahlen dort ganz gut: 1200 Euro Netto monatlich bei einer 38-Stundenwoche.“

Ingrid sagte: „Ja, das würde reichen. Sie müßten sich dann halt vom Sozialamt abmelden.“ – Sie waren bei der U-Bahnhaltestelle Neubaugasse in die U3 eingestiegen, fuhren dann ab Westbahnhof mit der U6 bis zur Haltestelle Währinger Straße und gingen zu Fuß bis zur Semperstraße. Ingrid läutete zweimal bei der Sprechanlage.

Heidruns Stimme war zu hören: „Bist du es, Ingrid, mit dem Herrn, der bei mir einziehen will?“

„Ja, Heidrun wir sind es.“

Es surrte an der Eingangstüre. Ingrid drückte sie auf und dann standen sie schon vor Heidruns Wohnungstüre. Heidrun öffnete sie, musterte den Neuankömmling mit forschenden Blicken und ließ beide eintreten. Josef stellte sich vor: „Mein Name ist Josef Kunschak.“ Heidrun erwiderte: „Ich heiße Heidrun Feigl.“ Sie gab Josef ihre Hand und sagte: „Kommen Sie weiter, Herr Kunschak, ich zeige Ihnen Ihr Zimmer.“ Ingrid folgte beiden zu einem Zimmer gleich rechter Hand. Heidrun öffnete es, sie hatte dort gelüftet, ein Bett mit weichen Matratzen stand an der rechten Wandseite, auch ein Waschbecken gab es linkerhand. Das Zimmer machte einen gemütlichen Eindruck. Heidrun fragte: „Bettzeug habe Sie? Eine Decke kann ich Ihnen borgen.“ Josef nickte: „Ja, sogar eine Decke habe ich mir mitgenommen. Alles, was ich brauche, habe ich in meiner Stofftasche drin. Danke, Frau Feigl.“ Heidrun sprach weiter: „Sie wissen, wie viel ich monatlich verlange? 140 Euro. Die Dusche und die Toilette zeige ich Ihnen noch. Ab und zu ein-, zweimal die Woche dürfen Sie sich was in der Küche kochen.“

Josef versetzte: „Gut in Ordnung. Teller, Messer, Gabel, Löffel und ein Reindl besorge ich mir selber. Keine Umstände wegen mir bitte.“

Heidruns Stimme war wieder zu hören: „Toilette und Dusche befinden sich am Gang links und die Küche weiter hinten rechts.“ Josef besah sich alles, es sah überall sauber und rein aus. Er nickte. Heidrun sprach: „Das wär’s dann. Haben Sie noch was mit der Ingrid zu besprechen?“ „Ja, schon. Auch Ihnen, Oberschwester Ingrid, danke ich sehr für Ihr Bemühen, auch ein Handy werde ich mir zulegen und einen Laptop auch, aber erst muß ich mir das erarbeiten. Ich hoffe, Sie besuchen mich hier des Öfteren.“ Ingrid antwortete freundlich: „Das mache ich gerne, Herr Josef Kunschak. Ich gehe jetzt. Es ist alles erledigt.“

Josef meinte: „Ich begleite Sie noch bis zur Haltestelle, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Heidrun sagte noch: „Sie brauchen einen Zweitschlüssel. Sonst müssen Sie immer anläuten, wenn Sie ins Haus wollen. Hier haben Sie die zwei Schlüssel, den vom Haustor und von der Wohnungstür. Ich habe ein wenig Menschenkenntnis, Sie sind seriös. Alles Gute, Herr Kunschak.“

Dieser lächelte verlegen, nahm die zwei Schlüssel aus Heidruns Hand. Ingrid und Josef gingen zur Wohnungstür und dann auf die Straße, sie überquerten den Gürtel und Ingrid stellte sich zur Haltestelle der Nr. 41 Straßenbahn. Josef sagte: „Aha, mit

dieser Bim müssen Sie fahren. Ich würde mich freuen, wenn Sie mich wieder mal besuchen, Schwester Ingrid.“ „Ja, versprochen. Also dann auf Wiedersehen. Herr Kunschak es freut mich, daß ich Ihnen helfen konnte. Das mit der Arbeitsstelle ist erfreulich. Werden Sie dort jetzt genommen?“ „Ja, Schwester Ingrid, ich kann gleich nächste Woche beginnen, dort beim Hofer als Kassierer. Vorher melde ich mich am Sozialamt ab. Auf Wiedersehen, Schwester Ingrid, danke noch mal für alles.“

Sie gaben sich die Hand, die 41 erschien und Ingrid stieg in sie ein. Sie winkten einander zu, dann fuhr die Straßenbahn los. Josef Kunschak lebte sich gut bei der Heidrun Feigl ein, er arbeitete fleißig beim Hofer. Josef kochte sich ab und zu was, nachdem er sich ein, zwei Reindl und einige Messer und Gabeln und Löffel besorgt hatte.

Ab und zu besuchte Schwester Ingrid ihn, er wartete ihr einen Tee auf und ein belegtes Brot. Die Zeit verging, er duschte sich gerne und ging immer adrett gekleidet. Sein Leben hatte sich normalisiert, er war zufrieden mit sich selber und er rauchte schon lange nicht mehr, und das alles hatte er der Oberschwester Ingrid zu verdanken, die sich über die charakterliche Änderung und seine Lage ebenfalls freute. Ingrid hatte einen Menschen wieder ins normale Leben zurückgeholt und das war viel wert, darüber war sie sehr froh.

### *Thilo Bachmann*

*von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzel-geschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. lieblings-autoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.*

## *In eigener Sache*

Ich kann nicht die Menschen verstehen, die nicht dichten wollen wie ich, aber vielleicht sind das alles reine Analphabeten. Stellen Sie sich vor, verehrter Leser, jemand will auf Papier gaffende Gedanken ausdrücken! Ich rühmte mich, ein solcher Jemand zu sein und las demzufolge alles, was eine Bibliothek zu bieten hatte.

Auch wenn die Analphabeten lachten: Von den Italienern ließ ich Dante gelten, von den Franzosen Hugo, und von den Engländern Defoe. Und meine Geschwister lasen Wildwest mit tiefer Inbrunst und mit sächsischem Akzent.

So wusste ich, dass in mir ein Dichter steckt, nur – keiner entdeckte mich. Ich fürchtete schon, niemals der Menschheit aufzufallen, aber wie sollte das geschehen, denn geschrieben hatte ich noch nichts. Und deshalb wurde nichts aus der Großmannssucht. Doch ein bisschen Ärger schadet dem Herz noch lange nicht. Also: Der Mangel an literarischen Ehren und nichts Geschriebenem – so realistisch musste ich sein, diesen Zusammenhang zu erkennen.

Nur gemacht! Das Ende meiner Fünfziger brachte ein Essay auf Abfallpapier hervor, das rückseits bedruckt, besonders schlecht roch, und noch nicht im Papierkorb gelandet war. (Ein geringerer Dichter als ich hätte vielleicht Zeitungsrandpapier genommen vor lauter Nihilismus und Anarchie!)

Mich drängte es mit aller Energie nach Schlusssätzen, warum, weiß ich auch nicht, die ich aber für so bedeutsam hielt, um den Menschen anzuregen. So erkämpft man sich zudem den Sinn für die mystischen Zusammenhänge in der Literatur. Von 32 Romanen kannte ich Schlusssätze, von 5 Dramen dazu. Die Geschwister fragten mich, meine Gier nach Schlusssätzen kennend, ob das letzte Blatt mit den Worten „Gesamtverzeichnis kostenlos“

etwa die letzten Worte des „Wilhelm Tell“ seien. Deren Frage war nicht angenehm, weil dumm. Dabei gehen meine Augen stets über die Seiten bis zur letzten, von denen wir glauben, es seien die bedeutendsten.

Noch wollte ich reifen – einige Jahre, aber da servierte mir das Leben EVA-LOTTA, die mir alles vorlegte, was eine Frau einem Manne als Mensch vorzulegen hatte, und den sie, ohne es vorher zu bemerken, dressieren wollte. Sie beherrschte – ich weniger – das Gespräch, was durchaus eine positive Eigenschaft ist, nur sehr störend wirkt, wenn es von Eva-Lotta fast im Alleingang gepflegt wird. Sie unterbrach sich, als sie hörte, ich sei ein Schriftsteller, den sie hemmungslos anzuspornen gedachte, denn sie sah sich schon als Erben, was ein Schriftsteller verdient hatte. Natürlich stets speisen im teuersten aller Restaurants. Pumpen bis zum Geht-nicht-mehr. Ungeheure Ansprüche an alles, wenn ich einmal sterbe. Rückzug auf ein Schloss, wenn Eva-Lotta auch vom Leben nichts verstand.

Und als sie bei ihren Freundinnen weilte, um testweise als Ehefrau eines Schriftstellers aufzutreten, griff ich um sechs zur Feder, denn das Wetter war zudem schön.

Der Geist wurde höchst kontaktiert; zuerst ein Plan, oder nein, ein erster Satz, ein erstes Wort. Ein Wort, das ich gleich lebhaft zu benennen hatte, weil das gesamte Werk darin münden sollte. Ich wollte den Schlusssatz betrachten, den ich noch nicht hatte, weil das Werk ja großartig zu werden versprach. Gedacht bei der Gedankenreise über eintausend Seiten. (Was für eine gewaltige Kraft ein Schlusssatz haben kann!) Wirklich, dachte ich, wie viele Varianten können zu einem Schlusssatz führen!

Ich beugte mich vor, denn die Sonne schien nicht mehr. Bei dieser Gelegenheit

bin ich mit dem Papier eins geworden. Papier in guter Gesellschaft, das, nachdem die Varianten verworfen waren, ein völlig unnützes Leben führte. Stumm sah ich auf den Papierstapel, der darauf wartete, beschrieben zu werden, denn Eva-Lotta hatte tausend Blatt von ihrem Gelde für mich erstanden, das ich zu einem nützlichen Wesen werden lassen sollte, indem sie sich gegen meine schreiberische Zurückhaltung aufzulehnen gedachte. Also aus mir einen nützlichen Menschen machen zu wollen. Betroffen wollte, sollte ich tausend Seiten füllen, die mich stolz in die Geschichte drängen würden.

Ich richtete mich noch steifer auf. Man hat mich dazu erzogen, der Menschheit zu gefallen. Aber werde ich nicht schief und unangenehm, weil ich doch über die Jugend hinaus bin?

Eva-Lotta rief mich in die Küche, um den Rest der Mandelmilch zu trinken und allerhand gute Sache zu essen, die nicht neu waren, sondern aus irgendeinem Grunde übrig geblieben waren.

Nicht lange nach dem Essen sagte sie: „Um dich mehr der Kunst widmen zu können, brauchst du fortan nicht mehr die Küche zu betreten. Eva-Lotta machte dort alles.“

„Ich finde das gar nicht lustig, Eva-Lotta“, sagte ich noch immer angehender Autor, und sprach mit niemanden mehr, nicht mit mir, nicht mit Eva-Lotta, nicht mit dem Papier.

Eva-Lotta streifte mich mit einem Blick – Zeichen für mich, dass sie das verstanden hatte. Ach Gott, meine Künstlerfrau leistete wie alle dieses Große.

Sie sah das Papier fragend an. Das war also der Beginn? Das war von ihrem Standpunkt auch verständlich, die sehr wenig Sinn für die Steifheit des Papiers hatte, das ja enttäuschend neu war und nicht älter wurde.

Eva-Lotta wurde natürlich von ihrer Phantasie nicht losgelassen, einen großen Roman, eintausend Seiten, bald lesen zu dürfen. Und deshalb musste ich, ihrem Drängen nachgebend, endlich das Ergebnis mehrerer Seiten ihrer Zensur vorlegen. (In allen Schriftstellerfamilien gibt es solche Geschichten, wenn sich nicht gerade ein Autor mit einer lockeren Frau eingelassen hat und von ihr, der eigenen, ausgestoßen wurde! Zum Glück war ich vernünftiger, also kleinbürgerlicher, der nichts Dummes macht!)

Die Vorlage für Eva-Lotta – nur die Einleitung. Aber da kam mir etwas in die Quere, was Eva-Lotta nicht und nirgends gelernt hatte, nicht und nirgends hatte sie das WARTEN gelernt. Deshalb ließ sie sich meine bisherige Arbeit nicht gefallen und ging fort. Aber bevor sie fort ging, entwickelte sich noch etwas ganz anderes. Sie nahm meine geistigen Ergebnisse und Interessen und schritt wortlos zum Kamin, in dem ein Feuer glimmte. Sie war kein bisschen demokratisch gesinnt.

Aber so lernte ich den Anfang eines neuen Romans kennen.

### *Holger Hartenstein*

*1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorar Dozent im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.*

*Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/Saale und in Bennstedt, unweit Halles. Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.*

## Der Osterhasen liebste Farbe

Wir leben im Zeitalter der Konferenzen, Erörterungen, Besprechungen und Diskussionen, wen wundert's, daß diese Tendenz bis in das Reich der Fauna übergreift? Ostern, das für mich lieblichste aller Feste, war wieder mal in beglückende Nähe gerückt; und da beschlossen nun auch die Osterhasen aller Länder der Erde sich zu einer solchen Konferenz zusammen zu finden – um wichtige „Löffeleier“ zu erörtern. Da wir auch im Zeitalter der sprachlichen Kürzungen leben – Osterhasen aller Länder sprechen auch Esperanto (das weiß doch jedes Kind) beschloß man, die Osterhasenvereinigung kurz „OHAVE“ zu benennen; was speziell den Wiener Osterhasen gefiel. Denn OHAVE bedeutet im lokalen Sprachgebrauch eine oft und gerne angewandte Ausdrucksweise, die eine ganze Skala mannigfachster Gemüts-erregungen in sich birgt. Schauplatz der „OHAVE-TAGUNG“ war natürlich Wien und zwar unser herrlicher Lainzer Tiergarten nächst der Hermesvilla, die ja schon mehrfach der Ort bedeutsamer, historischer Ereignisse gewesen ist...

Hier, hinter lauschigen Taxuswänden hatten die Eichhörnchen einen entzückenden, ganz verschwiegenen Schlupfwinkel ausfindig gemacht, ringsum von dichten Büschen umgeben völlig unsichtbar für Blicke Unberufener. Die Eichhörnchen hatten den Platz sauber mit Tannenwedeln gefegt und symmetrisch mit Reisig und Tannenzapfen abgesteckt.

Nun saßen sie außerhalb der Umzäunung und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen, denn nacheinander hoppelten die Osterhasen der ganzen Welt daher und bald gab es ein buntes Gewimmel aller Trachten. Esperanto wird in der Osterhasensprache von Land zu Land unterschiedlich ausgesprochen.

Der Erste war natürlich sozusagen als Hausherr unser gemütlicher Wiener Osterhas' namens Karl H. „Oha, wo ih li“, rief er den Eichhörnchen beifällig zu: „Das

habt ihr wirklich nett gemacht.“

„Lei, lei, dös man ih a“, meinte auch der karinthische Osterhase anerkennend. Denn Ostarichi war mit allen seinen Ländern vertreten, die das Gefolge des Wiener Osterhasen bildeten. Der Kärntner sah besonders putzig aus; er war in der Gansledernen und auf Skiern erschienen. Der Schweizer Osterhase trug einen wunderschönen goldgelben Frack, fein durchsiebt von kleinen Löchern; das war aber nicht etwa eine Schlamperie oder Schäbigkeit, bewahre, nur ein diskreter Propagandahinweis auf den guten Emmentaler. Daß der italienische, britische und französische Osterhase in Modeschöpfungen der Weltfirmen Schubarth, Figith und des unvergesslichen Dior erschienen waren, versteht sich von selbst. Der französische Osterhase namens Gilbert B. fand speziell den Lainzer „Animal jardin splendide und magnifique“ und empfand die Wahl des Ortes als persönliche Bereicherung in Erinnerung der Zeiten des „Grand Empereur“. Der Wiener Osterhase, liebenswürdig – urban, wie wir Wiener schon einmal sind – machte die Honeurs und stellte alle einander vor.

Indessen hatten sich die Eichhörnchen in dichten Scharen auf die Umzäunung heran gedrängt, um nur ja kein Wort der kommenden Gespräche zu überhören. Man muß nämlich wissen, daß Eichhörnchen ungeheuer wissbegierig sind, weshalb sie im Reiche der Fauna die gleichen Funktionen ausüben wie wir Reporter, Interviewer, Autoren, Dichter und Kameralleute bei den weltbewegenden Märchenhochzeiten und freudigen Ereignissen der aristokratischen Häuser etc... Bitte, nicht zu lächeln. Auch ich habe meine Kenntnis vom Verlaufe der OHAVE nur diesen niedlichen Tierchen zu danken, die mich als Berufskollegen natürlich nicht im Stiche ließen. Aber diesmal hatten sie es besonders schwer, denn der temperamentvolle Kärntner Lampe

fuchtelte wild mit seinen Skiern und schrie erbost „Schauts´, daß ös glei weiter kimmt Lotterle, damische; die Konferenz ischt lei g´hoam und vertraulich!“

Trotzdem konnte er nicht verhindern, daß ein schwarzes Äuglein durchs Gehege guckte und zahlreiche fuchsrote Schwänzlein rings im Geäste hüpfend von Zweig zu Zweig turnten.

Die Verhandlungen nahmen aber auch einen äußerst bewegten Verlauf, galt es doch, ein „Welteinheitsosterei“ zu schaffen, an dem alle ihre Freude haben sollten. Alle blauen Farbnuancen sollten drauf zu sehen sein. Die Größe der Klekse hing aber selbstverständlicherweise von der des jeweils klecksenden Landes ab. „OHAVE“, meinte der Wiener Osterhase Karl H. „Das geht net da kim unserer grad mit einem T-Tipferl zu Wort.“

„Lei, söll nun i a, wohl, wohl!“ rief sein karinthischer Kollege kampfbereit, „Sakra no amal, dös leid ma net, nia nit, daß dö sakrischen.“

„Halt dei Schnauzen!“ schnitt ihm der Wiener Lampe das Wort ab.

„Zu reden habe ich; ih bin von der Meme Metropole!“

Das schwierige Wort in Esperanto entwich zischelnd und mit Anstrengung seinen zwei mächtigen Nagezähnen. Aber nicht nur unter den österreichischen Osterhasen kam es zu großen Verschiedenheiten; auch alle übrigen konnten sich nicht einigen, wer das Recht der größeren Klekse hätte. Die allgemeine Debatte steigerte sich bis zum wüsten Durcheinander, bei dem alle derart heftig gestikulierten. Der in der Mitte der Beratungen aufgestellte Farbtopf nebst Pinsel geriet bedenklich ins Wanken und drohte jeden Moment umzukippen.

Nun, als das Chaos den Höhepunkt erreichte, ließ sich plötzlich ein brausendes Summen vernehmen – wie wenn ein Lastenflugzeug im Tiefgleitflug zu landen bestrebt wäre und herab plumpste, schwerfällig und sichtlich außer Atem die uralte Gluckhenne namens Elly, von allen schlichtweg „Madame E.L.“ genannt. Elly hatte ihre Flügel weit auseinander gebreitet ~~gebäufgshufgeslhrtdiaufges~~ und

## *Aufenthalt in London (14.08.2011)*

Nach 1.00 Uhr fährt der Bus in Herne ab. Außer Pinkelpausen ab Herne passiert nichts Besonderes. Gegen 10.00 Uhr erreichen wir London, 9.00 Uhr britische Zeit. Ich gehe zum Big Ben, dem Glockenturm des britischen Parlaments und rufe einen Bekannten an. Eigentlich heißt die Glocke, die im Turm hängt, Big Ben, doch jeder nennt den Turm so. Dann trinke ich Kaffee in einem kleinen Straßencafé und finde endlich eine Toilette.

Ich spreche mit dem Verkäufer am Stand, bei dem ich vor drei Wochen Postkarten kaufte. Gehe die Straße The Strand herunter, einer großen Einkaufsstraße, die parallel zur Themse verläuft und an der auch Museen und die königliche Universität liegen und kaufe ein Sandwich in einem Supermarkt. Auf der Straße fallen mir viele Obdachlose auf, die in Schlafsäcken, oder auf Stufen herumliegen und -sitzen.

Danach wende ich mich dem Buckingham Palace, dem Wohnsitz der königlichen Familie in London zu. Über den Trafalgar Square, einem Platz, auf der die Statue des britischen Seehelden Nelson steht, gelange ich dorthin. Die Zufahrtsstraße Mall ist gesperrt und Fahnen sind aufgezogen (Union Jacks). Eine Musikkapelle mit Soldaten mit goldenen Helmen und Bärenfellmützen ziehen vorbei. Ich höre sie noch lange. Beim Palast sind jede Menge Menschen. Der Union Jack über den Palast ist aufgezogen. Ich glaube, das bedeutet, dass die Königin nicht zu Hause ist.

Ich gehe zum Musikpavillon im Kensington Park, der an The Mall grenzt, es ist aber noch zu früh. Nachmittags spielt immer eine Kapelle hier. Nur einige zusammengeklappte Stühle sind auf der Bühne. Ich lege mich unter einen großen

Baum, um mich von der Reise auszuruhen. Das geht gut wegen dem sonnigen Wetter. Es kommt nochmal eine Kapelle vorbei. Ich gehe Kaffee trinken. Ich möchte zum Picadilly Circus, einem dicht bebauten Platz mit Geschäftshäusern und viel Leuchtreklame, scheue aber den langen Weg dorthin. So schlendere ich wieder zum Kensington Park. Es ist noch immer kein Konzert und ich muss noch eine Weile warten. So lege ich mich noch einmal unter einen Baum.

Dann geht's endlich los. Die Kapelle spielt Klassisches, aber auch Filmmelodien. Am Schluss „Star Wars“ und wieder die Nationalhymne „God save the Queen“, wo alle Anwesenden aufspringen. Nur zwei, drei Leute bleiben sitzen, wahrscheinlich sind es Ausländer. Die Kapelle nennt sich „East London Brass“.

Ich laufe noch einmal zum Big Ben und zur Westminster Abbey, der Kirche, in der die Könige heiraten und Trauergottesdienste für Verstorbene stattfinden. Ich komme bei New Scotland Yard, der britischen Polizei, einem tristen Stahlbeton-Hochhaus vorbei und flaniere zur Westminster Cathedral. Ich bin enttäuscht von der Kirche, deren Architektur mir zu neu und einfach erscheint. Sie ist aus braunen Klinkern erbaut, ohne viel Verzierungen. Auch innen ist sie einfach gehalten.

Westminster Abbey kann ich nicht besichtigen, da hier Eintritt verlangt wird und Karten erst wieder zum Wochenanfang verfügbar sind.

Ich begeben mich zur 19 Villiers Street, einer kleinen Geschäftsstraße, die von „The Strand“ zur Themse führt. Dort empfängt mich der Geruch von Gebratenem. Bei Hermann ze´ German, einem deutschen Currywurstladen, esse ich eine Currywurst und trinke eine Cola und einen Kaffee. Ich habe Lust auf ein Bier.

Jedoch meide ich die Pubs, da sie sehr teuer sind und man nur draußen rauchen darf.

Ich kaufe eine Flasche Becks (1,62 Pfund) in dem Supermarkt auf der Straße The Strand.

Dann wird es Zeit für den Bus und ich begeben mich zum Treffpunkt an der Themse. Zwei Mitreisende kommen nicht,

einer verspätet. Der Bus fährt ohne die zwei.

Die Überfahrt findet gegen Mitternacht auf einer alten Fähre (Spirit of Britain) von Dover nach Calais statt. In Calais regnet es „Bindfäden“. Der Bus kommt immer wieder in Aquaplaning. Der Transfer von Herne nach Essen klappt diesmal anstandslos und ich bin froh, wieder zu Hause zu sein.

*Karl Farr*

*1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.*

### **Von dir verführt**

Kann ich noch gar nicht fassen und habe doch tatsächlich meine Arbeit einmal liegen lassen.

Sitze auf meiner Terrasse mit einer warmen Jacke und dicken Schuhen, blicke, entdecke im Schnee geheimnisvolle Spuren.

Sehe meine Bäume und Büsche, die immer noch gut behütet nur darauf warten, von dir entblößt zu werden.

Vorsichtig schreite ich durch den Schnee, knie nieder bin fasziniert und geblendet.

Du lässt den Schnee wie Edelsteine funkeln, dass sogar mein Brillen am Finger vor Neid erblasst.

Verwandelst meinen Garten in eine Galerie, durch dein Strahlen gibst du allerlei Gestalten die Gelegenheit, sich auf einer großen, weißen Leinwand zu präsentieren.

Einige Vögel singen ihr erstes Lied, unsanft gestört von einer an die Hauswand geschlagenen Fußmatte.

Auch in meiner Küche Unruhe. Unmissverständliches Deckelscheppern meiner Kochtöpfe, die mich an den Herd rufen.

So habe ich mich von dir für eine kurze Zeit verführen und wärmen lassen.

*Angelika Schranz*

*geb. am 15.01.1955 in Marburg an der Lahn, wo ich auch heute noch mit meiner Familie lebe. Ich schreibe Lyrik, Prosa und Kindergeschichten. Mehrere Veröffentlichungen im Epla-Verlag, in der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte, Frankfurter Bibliothek Brentano Gesellschaft, in verschiedenen Anthologien, zuletzt in der Lyrik-Bibliothek Literareon, im Czernik-Verlag Lyrik heute und in der Zeitschrift Veilchen.*

## **Toter Hund**

Durchzechte Nacht fahre  
Bei Sonnenaufgang zurück  
Sehe vom Zug aus im Tal  
Der Bauarbeiten Karnickel  
Springen Singen Kindermachen

Die Augen  
Glubschig glitschig glibberig  
Sie essen das Orangegelb  
Neben den Gleisen glatt und grau  
Liegt ein Hund hier –  
Sein Hirn dort

Destruenten zersetzen die beißen  
Fressen nagen schaben laben  
Ich weine Blut aus den Innenseiten  
Meines Armes –  
Endstation! Alles Aussteigen!

*Philip J. Dingeldey*

*Ich bin 1990 in Nürnberg geboren und wohne derzeit in Hersbruck. Nach dem Abitur im Jahr 2010 begann ich an der Universität Erlangen-Nürnberg ein Studium der Geschichte und Politikwissenschaft. Nebenher besuche ich aber auch Veranstaltungen der Journalistik und Philosophie.*

*Weiterhin war und bin ich für verschiedene Medien als freier Mitarbeiter und Autor tätig, so auch für die „Hersbrucker Zeitung“, die „Nürnberger Nachrichten“, den „Straßenkreuzer“, „Die ZEIT“ und die „Nürnberger Zeitung“. So habe ich bisher verschiedene Essays, Kommentare, Reportagen, Portraits, Berichte, Videomoderationen und Umfragen für diese Medien verfasst. Auch habe ich schon beim Grin-Verlag Essays und wissenschaftliche Fachaufsätze in Buchform veröffentlicht und einen Kommentar für Deutschlandfunk-Online geschrieben. Weiterhin habe ich schon in verschiedenen Anthologien und Literaturzeitschriften Gedichte und Erzählungen veröffentlicht. Außerdem ist 2011 mein eigener Parabelband „Von berstenden Hirnen und schwarzen Gewändern“ erschienen.*

**Auszeit  
des  
Winters**

Für  
\* Annie \*

Draußen fällt ein Regen  
Ergiebig, kalt und trüb  
Ein Sturm hält Kurs dagegen  
Peitscht Nässe wie durch´s Sieb

Tages-Temperaturen liegen  
Im zweistelligen Bereich  
Lange Januarnächte biegen  
Wetterdaten spürbar weich

Landschaften, die Dir lieb und heilig  
Können wo sein. Hier sind sie nicht  
Der Winter hat´s, scheint es, nicht eilig  
Verbirgt vor uns sein Angesicht

Die weiße P r a c h t, die allerorten  
Noch Häßlichkeit stumpf wirken läßt  
Hält dicht verschloßen ihre Pforten  
Und feiert andernorts ihr Fest

Das Fest des Winters und sein Strahlen  
Eine Stille, die sich scheu herschenkt  
Zauber, für den wir nicht bezahlen  
Und der Entzücken in uns senkt

Versteckt sich hinter einem Schleier  
Aus Winden, Stürmen, Regen und Trübe  
Die Vorherrschaft der Grautonleiter  
Erbarme dich Winter, Annie zuliebe

Winters Poesien bleiben unerreicht  
Taktschlag der Zeit, er ist ein anderer  
Und wessen Herz das nicht erweicht  
Bleibt seelenwärts ein Schmalspurwandrer

*Geschrieben  
Jänner 2012*

*Essen / Ruhr*

*Arno  
Peters*

# *Ein grüner Vogel, der fliegt in den blauen-grauen Himmel*

Die Zwilling-Sternschnuppen fliegen über meinem Kopf.  
Sie zeigen mir heimliche Ahnung, die die große Vision enthält.  
Heulender Wolf klingt wie sein Welp.  
Doch tönt es wie Wasser im Zentrum der grünen Nacht.

„Fliege frei.“  
Die Sterne flüstern, wie ein Abglanz eitel Lebens.  
„Fliege frei.“  
Die Sterne scheinen, als ob sie selbst nicht wüssten, wohin sie verglühen sollen.  
„Aber jetzt kann ich dich dahin leiten, wo der Mittelpunkt des Leben ist, wohin du schon oft  
versucht hast zu gehen.“

In mir.  
In mir.

Die Nacht fuhr mich in das steinerne Haus.  
Dort lächelt ein glückliches Gesicht, grün.

Kostbares Leben  
Kostbarstes Leben  
Nur einmal  
Doch noch einmal

Erwachsene spielen das Kinderspiel.  
Das Spielzeug fliegt in den Himmel,  
Farbenreiches Spielzeug gegen farblosen Himmel.  
Es ist auch sein Himmel, sein Traum.

Trauriges Kind geht auf der Straße mit kleinem Hund.  
Es trägt einen großen Blumenstrauß auf seinem Arm.  
Der Hund beißt das rosa Band des Blumenstraußes.  
Die Schnur wird gelöst, es jault und hüpfet der Hund.  
Wie immer, dachte ich.  
Ohne Grund wird etwas immer wiederholt.

Fliege Du!  
Fliege Du!

Die Stimme erscheint vor meinen Augen.  
Mein Blut macht kehrt.  
Du weißt, du weißt:  
Für mich, für immer, wie immer, wird es wiederholt.

Ja, ich weiß.

Graue alte Frau geht an mir vorbei.  
Ich liebe etwas, was sie liebt.  
Ich fliehe in das Haus, um nicht zu sterben.  
Aber ich kann es bekommen,  
bekommen, was ich liebe.

Roter Punkt, rosa Punkt, weißer Punkt, grauer Punkt,

Doch alles ist eine kleine Blume im Himmel.  
Ich liebe alle Farben,  
Meine Kehle wendet sich.  
Aus der Kehle kommt ein groß scheinendes Geheimnis.  
Hallo, du bist endlich gekommen, grüße ich.  
Der große Tag.  
Ich muss blaues Meer gebären.  
Es wird ein klares Blau, das sich ausbreitet, bis in den Himmel.  
Komm!  
Komm!  
Alles, was ich gebäre, wird zurückkehren,  
In des blauen grünen Waldes Nacht.

(aus dem Japanischen von der Autorin)

*Megumi Sakurai*

*wurde 1977 in Nagano, Japan geboren und lebt heute auf dem Land bei Yokohama. Sie studierte Theologie und Philosophie, u.a. in Stuttgart. Sie arbeitet hauptsächlich als Wahrsagerin und Heilerin, ist außerdem als Musikerin, Autorin und gestaltende Künstlerin aktiv. Megumi Sakurai schreibt ihre Gedichte auf Japanisch und überträgt sie selbst ins Deutsche.*

## Rezension „Keltenblut“ von Silke Alagöz

Dieser Fantasy-Roman spielt im Hunsrück-Nahebergland in und bei Fischbach und verknüpft die Gegenwart der Jugend mit der Vergangenheit der Alten.

Ein unerklärliches Gefühl von Beklemmung und unterschwelliger Furcht befällt die junge Kjara Grimm, sobald diese auch nur in die Nähe der eigenartigen Vertiefung im Waldboden kommt, welche sie nahezu magisch anzieht. Als kurz darauf dieser geheimnisvolle junge Mann mit den traurigen tiefblauen Augen dort auftaucht, dem sie von da an immer wieder begegnet, gerät Kjaras Leben aus den Fugen, und sie muss bald feststellen, dass die Wälder um Fischbach mehr als nur ein blutiges Geheimnis hüten...

Die Geschichte beginnt ganz harmlos mit einem leichten Gruseln beim Waldspaziergang mit ihrem Hund, doch dann wird Kjara Grimm in eine Geschichte hineingezogen, deren gefährliches Ausmaß ihre Vorstellungskraft überschreitet. Bald schon führt Kjara ein Doppelleben: Tagsüber trifft sie sich mit ihrer Freundin Iona, ihren beiden Cousins und Ionas Bruder Jakob. Doch immer wieder zieht es sie zu der unheimlichen Mulde im Wald, und nachts sucht das Grauen sie in ihrem Bett auf: Sie träumt von Zombies und Kelten-Massakern. Doch es gibt einen Wanderer zwischen den Welten, der nicht nur Kjaras Freundschaft gewinnt, sondern sie auch eintauchen lässt in die Geschichte

von vor zweitausend Jahren und einen uralten Fluch, den es zu beenden gilt.

Dieser Roman lebt von dem krassen Kontrast zwischen den albernen und oft oberflächlichen Teenagergesprächen der dörflichen Landjugend beim Pärchenbilden und dem existenziellen Schmerz der alten Kelten, die keine Ruhe im Grab finden. Mit Beltane naht auch die Nacht der Rache! Zombies werden die Stadt überfallen und die Nachfahren ihrer Feinde suchen, um sie zu töten. Kjara und ihre Cousins bringen sich in dieser Nacht ohne Plan und ohne Verstand in Lebensgefahr.

Intensive Szenen, wechselnde Stimmungen, die Neugier auf das düstere Geheimnis und Furcht vor der Rache reißen den Leser erfolgreich in eine Wechseldusche der Gefühle.

Leider finde ich Kjaras Liebesgeschichte mit Brico wenig überzeugend. Verliebt man sich – selbst als Teenager – in einen schweigenden Fremden im Wald??

Ansonsten ist das Buch aber ein abwechslungsreiches historisches Lesevergnügen, das vom modrigen Geruch der Wälder durchdrungen ist.

Verlag: Samhain & Beltane 2011, 192  
Seiten, 10,00€, ISBN 978-3-9813647-2-9

*Rezensiert von Andrea Herrmann*

# Rezension „Das Duell: Kant vs. Novalis“ von Gerd Egelhof

In diesem Buch stellt Gerd Egelhof Leben und Werk des Philosophen Immanuel Kant und des Schriftstellers Friedrich Freiherr von Hardenberg, genannt Novalis, einander gegenüber. Das Buch hat drei Teile: Zunächst wird das Leben des einen – humorig kommentiert – in Kürze dargestellt, dann das Leben des anderen. Und zuletzt werden beiden miteinander verglichen und erhalten Punkte in Rubriken wie „Verhältnis zum weiblichen Geschlecht“ oder „Schule und beruflicher Werdegang“. Wie das Duell ausgeht, wird an dieser Stelle nicht verraten.

Über Novalis erfahren wir, dass er sich im Alter von 23 mit der 13-jährigen Sophie von Kühn verlobte, die zwei Jahre später starb. Aus Liebeskummer und Melancholie wollte er ihr am liebsten in den Tod folgen. Drei Jahre später verlobte er sich mit Julie von Charpentier. Nach dem Jurastudium

arbeitete er unter anderem für eine Bergwerksgesellschaft in der Verwaltung. Gleichzeitig schrieb er unter seinem Künstlernamen schwermütige Poesie.

Immanuel Kant dagegen war ein intellektueller Rebell, dessen frühe Schriften beurteilt wurden als „Ausdruck des Übermuts“ und „Ausdruck mangelhafter Achtung gegenüber den größten philosophischen Autoritäten der Zeit“. Nach langen Jahren als Hauslehrer wurde er schließlich Professor und Rektor einer Universität. Kant betätigte sich als Aufklärer und wollte Freiheit statt Unterdrückung.

Verlag: make a book, 2011  
Taschenbuch, 30 Seiten  
ISBN 978-3-943054-05-7

*Rezensiert von Andrea Herrmann*

## Rezension „Umkehr der Worte“

Dieser Gedichtband enthält sowohl neue als auch alte Lyrik. Hier geht es um die Natur und Schönheit im Alltag, um die Bedeutung von Worten. Das Buch wird geprägt von einer Atmosphäre des Innehaltens, der Stille und des Friedens.

Eine Leseprobe:

### **blütezeit**

wir brachen auf über  
nacht dichter duft die  
feine form füllt leuchtend  
die sinne reiner

rausch die freude ein  
kurzer klang frucht  
fraß an unseren  
farben brach die  
blüte nie werden wir  
wissen welche frucht  
wir hätten  
sein können

*Antje Marklewitz*

Ich fasse hier zusammen, was der Verlag über sich selbst schreibt: Die Edition L ist ein reiner Lyrikverlag, gegründet 1974 durch Inge und Theo Czernik, initiiert

durch Hilde Domins Buch über Dichtung und Lesen „Wozu Lyrik heute“. Diese förderte die Bemühungen des Verlages, dem Gedicht jenen Stellenwert in der Öffentlichkeit zu geben, den es verdient. Die Verlagslinie ist eine christlich-humanistische, laut dem Verlag die beste Basis für Lyrik, denn sie ist die persönlichste und zarteste Literaturgattung. Sie verlegen keine experimentelle, hochartifizielle und abstrakte Poesie, denn Lyrik muss Botschaft sein, Worte enthalten, denen man sich anvertrauen kann. Ein Gedicht ist eine Einstellung zu den Dingen, zum Leben. Es ist kein Abklatsch des Lebens, es reichert das Leben vielmehr an, spricht Unausgesprochenes aus, verwandelt. Jedes Gedicht ist ein Angebot, will zum anderen, will hinterfragt werden, um Antworten

geben zu können. In allen Gedichten steckt Sehnsucht, sie ist der Stoff, der wie kein anderer neue Perspektiven erkennen lässt, Impulse gibt, uns mit Hoffnung und Freude erfüllt, zuweilen auch mit Leid und Trauer. Sehnsucht nach Werten, die uns am Herzen liegen, die wir uns wünschen, schützen oder überliefern wollen. (So weit der Verlag.)

Schöner kann man kaum ausdrücken, was Lyrik bedeutet und bewirkt. Und dieser Gedichtband erreicht diese Ziele mit seiner empfindsamen Lyrik ganz besonders.

Czernik-Verlag, Edition L, 2011  
Gebunden, 134 Seiten  
ISBN 978-3-943035-01-8

*Rezensiert von Andrea Herrmann*

## *Rezension „Meister Knastfelds Hybris – Liebeserklärung an das alte und junge Klein-Wien“ von Ondine Dietz*

Diese „Liebeserklärung an Temeswar“ portraitiert Menschen aus dieser Stadt – extreme Menschen, die am Rand oder außerhalb einer Normalität leben, die hier gerade durch ihre Außenseiter und Ausgestoßenen charakterisiert wird. Durch Aggressionen, Wahnsinn, fixe Ideen, Pornos und Spione, Zigeuner, Juden, Liebeskummer, Kriminalität. Doch alle diese Exzentriker sind Künstler, sie inszenieren ihre Liebe, ihren Hass, ihre Sexualität und Todessehnsucht als Kunstwerk. Leider keine schönen Kunstwerke, sondern als Scheiterhaufen, als Nasenpobel an der Wand, als Verschwörungstheorien über Eva Braun, Mahlzeiten aus Seidenschnüren und Schleim, Beerdigungen mit lebendigem

Leichnam, Theateraufführungen eines Toteskultes. Und immer verflochten mit der Geschichte dieser rumänischen Stadt, ihrem Geruch und ihrem Lebensgefühl.

„Diese alten Kaiserreiche waren Süßwaren-Kaiserreiche. Die Landschaften wurden zum Zwecke einer Landwirtschaft, und allgemein zum Zwecke einer solchen Wirtschaft, mit öden Zuckerrübenfeldern durchsetzt. Nur wenn man diese Zeiten und diese Gesellschaften versteht, aus der Perspektive des Wissens um die Sehnsucht nach Güte, deren metaphorische Entsprechung die Süßigkeit und die alles zersetzende Süße ist, versteht man ihre Macht und ihre Dekadenz. Kein Stück abendländischer Kultur schmeckt im Vergleich dazu süß genug, auch nur

annähernd so süß. Das Römische Reich aber, verfallen zu Byzanz, und Byzanz, verfallen zum osmanischen Reich, trug diese Obsession des Zuckers, des Konditorwerkes. Sowohl an den russischen Kathedralen, wie auch an den Bauten der ungarischen Sezession kann man die Besessenheit für Süßes und Süße erkennen. Insgesamt zeigen sie eine Sehnsucht nach Imaturität und ewiger Infantilisierung, entmännlicht und auch verweiblicht.“

Da ich auf dieses Buch durch die Lesung der Autorin aufmerksam wurde, erstaunt mich der Kontrast zwischen ihrer sanften Empfindsamkeit und den brutalen Bildern ihres Buchs. Die oft unappetitlichen Metaphern verursachen dem Leser Schmerzen, genauso wie die Hoffnungslosigkeit der dargestellten Personen:

„Wir alle hatten ein fast erotisches Verhältnis zur ‚Venezianisierung‘ unserer Stadt, so nannten wir dieses Phänomen. Ein Venedig war die Stadt unter den Kommunisten geworden, so wie sie ein Florenz gewesen war im königlichen und kaiserlichen ‚Empire‘: ein südöstliches Sanktpetersburg, ohne die glaziale Würde eines frostigen Selbstbewusstseins, in Ohnmacht gefallen, zu einer Lagunenstadt geworden, mit Gewässern aus der Tinte so vieler Abschiedsbriefe, auf deren Grund die polizeilich registrierten Erika-Schreibmaschinen, mit denen man die tristeste Poesie getippt hatte, lagen, mit Gewässern aus Tränen, aus nicht von Weibeskörpern aufgesogenem Sperma, Gewässern aus zersetzter Materie, zähflüssigem Augenschweiß, auf dem die leblosen Pupillen in ovalen Blasen aus Maschinenöl schwammen. Allein diese Vorstellung, durch diese Lagune waten, schwimmen zu müssen, sich von mit Hammer und Sichel bemalten und beflaggten Gondeln befördern zu lassen, war furcht- und mitleiderregend genug, brachte jedermann jederzeit in die Lage, eine katharsische Erfahrung zu machen.“

„Sein Name setzt sich zusammen aus den zwei Wörtern, die das Kind Miki-Puki sprechen kann. Kaum zwei Wörter kann es

sprechen, da setzt es seiner Angst vor den Schafen hinter den wölfischen Blicken etwas entgegen. Es trippelt und fällt hin, kränkt uns tief mit seiner Hilflosigkeit, wir müssen tagein-tagaus zusehen, wie es nicht aufhören kann zu leben und zu spielen, während wir aus Verzweiflung eine Monatsblutung nach der anderen unseres Nicht-Auserwähltseins ertragen müssen und eindämmen lernen. Die Erde im Hof, in den Blumenbeeten verschluckt sich an seinen Schritten, schwindelig ist dem Fliederbusch zumute, es geht eine Grippe, eine Lungenentzündung über den Fliederbusch, fegt ihn hinweg, hinein in ein Sanatorium, in dem sich Fliederbüsche von Lungenleiden erholen, der Kindergeruch tobt besessen und in knirschender Stille bis alle Geranien, Hortensien und der Oleander eingehen, nichts riecht nach Unschuld, alles nach Leben, auch das Kind im Hof riecht nach den alten Euthanasie-Programmen an den Kindern, die wir mal waren, das Kind Miki-Puki verbreitet einen penetranten Geruch nach unserer Mordlust an all dem, was uns verwehrt blieb.“

Lesenswert war dieses Buch für mich besonders wegen seiner dichten Sprache, die auch Alltägliches auf die Spitze treibt und karikiert. Für einen Autor bedeutet es eine sprachliche Inspiration, ein solches Buch zu lesen.

Ondine Dietz wurde 1967 in Temeswar, Rumänien, in eine multiethnische und multikulturelle Familie hinein geboren. Debüt 1983 in rumänischer Sprache mit Lyrik in der Kulturzeitschrift „Orizont“. Sie studierte Philologie an der Universität Temeswar. Ab 1987 Schauspielerin am Deutschen Staatstheater Temeswar und führte auch Regie bei diversen Projekten und Vorstellungen.

Anfang der 90er Jahre, nach der Übersiedlung nach Deutschland, fängt sie an, Prosa und Lyrik auf Deutsch zu schreiben. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften. Ab 2004 zahlreiche Lesungen in Karlsruhe, Stuttgart und München. Teilnahme an Literatursalons und

kulturellen Veranstaltungen, Zusammenarbeit an interdisziplinären Kunstprojekten. Veranstaltet Literaturseminare im Rahmen der Erwachsenenbildung. Ausstellungsbeteiligungen mit eigenen Foto- und Installationsarbeiten, die als Szenographien ihrer Erzählungen fungieren. Veröffentlichungen in rumänischen Literaturmagazinen. 2004 erschien der Gedichtband „Featuring“ in rumänischer Sprache in Bukarest. Für „Meister

Knastfelds Hybris“ erhielt Ondine Dietz den Prosa-Debütpreis ihres Verlags. Ondine Dietz lebt mit ihrer Familie in Karlsruhe.

POP Verlag, 2010, [www.pop-verlag.com](http://www.pop-verlag.com)  
Taschenbuch, 192 Seiten  
ISBN 978-3-937139-94-4

*Rezensiert von Andrea Herrmann*

## *Rezension „Mord in den Bergen“ von Karl Farr*

In dem Bergdorf ist etwas los: Ein Gast wurde bewusstlos geschlagen und fiel auf einer Wiese ins Koma, ein anderer wurde vergiftet und starb im Schnee.

Die Polizisten Stettner und Müller tapen im Dunkeln, während sie sich zusätzlich mit den üblichen Verkehrsunfällen und Falschparkern beschäftigen müssen.

Kühl, systematisch und analytisch gehen die beiden Polizisten vor, unterstützt durch die Kollegen in Nachbarorten. Die Geschichte wird immer verzweigter, viele Personen scheinen beteiligt.

Sie verfolgen die Spur mysteriöser Unterlagen, von denen niemand weiß, worum es sich handelt, und eines goldenen Stiftes, der mehrmals den Besitzer gewechselt hat. Die Spur führt nach München und sogar bis nach Buenos Aires. Und die Bande schreckt vor nichts zurück. Müller wird beinahe bei einem Parkplatztreffen überfahren, es folgen weitere Beinahe-Unfälle und es wird auf die Polizisten geschossen.

Doch die beiden tasten sich zielstrebig und beharrlich bis zum Mörder vor.

Dieser Roman ist ein Rätsel, das es zu lösen gilt. Es stellt dem Leser die intellektuelle Herausforderung, die Beziehungen zwischen den Beteiligten zu verstehen und zu deuten, mehr als Figuren selbst. Die meisten der beteiligten Personen lernt man nicht wirklich kennen. Selbst die Polizisten bleiben klischeehaft. So versucht Stettner ständig, mit dem Rauchen aufzuhören, jedoch erfolglos wegen dieses nervenaufreibenden Falles.

Mealittera, 2009  
[www.mealittera.de](http://www.mealittera.de)  
156 Seiten  
e-book, 3,99€  
MSBN: 100-0-005-7217898  
EAN: 9783942260190

*Rezensiert von Andrea Herrmann*

# *Ankündigung: Literaturfestival „buch & beet“ auf der Landesgartenschau Nagold im Mai 2012*

Von Menschen und Gärten: Literaturfestival „buch & beet“ auf der Landesgartenschau Nagold mit Eva Demski, Wladimir Kaminer, Claudia Ott, Denis Scheck und weiteren Autoren

„Wenn du einen Garten und dazu noch eine Bibliothek hast, wird es dir an nichts fehlen“, wusste schon Cicero vor über 2000 Jahren. Dieser Erkenntnis folgt man auch auf der diesjährigen baden-württembergischen Landesgartenschau in Nagold im Nordschwarzwald. Vom 20. Mai bis 29. Juli werden dort rund zwanzig Schriftsteller beim Literaturfestival „buch & beet“ erwartet, darunter Eva Demski, Wladimir Kaminer, Denis Scheck und Ulla Lachauer, um nur einige Namen zu nennen.

Ein Stück vom Paradies ...

In den Vorstellungen vieler Kulturen und Religionen ist das Paradies ein blühender Garten, und jeder irdische Garten ist somit immer auch ein Ausdruck der Sehnsucht nach diesem verloren gegangenen Glück. Acht Autorinnen und Autoren aus verschiedenen Ländern der Welt haben deshalb eigens zum Festival über ihren „Garten der Kindheit“ geschrieben. Asfa-Wossen Asperate, Marica Bodrožic, Zehra Çirak, Zsuzsanna Gahse, Abbas Khider, Selim Özdoğan, Saša Stanišić und Michael Stavaric wurden allesamt mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert-Bosch-Stiftung ausgezeichnet. Gewürdigt werden damit herausragende literarische Leistungen von Autoren, die deutsch schreiben, deren Muttersprache jedoch eine andere ist. Am Sonntag, 20. Mai, stellen vier der Autoren ihre Texte nachmittags in Nagolder Privatgärten vor, am Abend dann gemeinsam auf der Landesgartenschau. Am 26. Mai findet die Leseaktion mit vier weiteren Autoren in Schwäbisch Gmünd statt, wo derzeit die nächstfolgende Landesgartenschau vorbereitet wird. Die Texte erscheinen als Beilage der Mai-Ausgabe des „Literaturblatts Baden-Württemberg“ und sind auf der Gartenschau kostenlos erhältlich. Lesung und Publikation wurden von der Robert-Bosch-Stiftung gefördert.

Ein Blick in Nachbars Garten

„In Kleingärten sind die Deutschen nicht mehr unter sich, jeder Dritte ist Ausländer“, berichtete die „ZEIT“ vor wenigen Monaten. Und in immer mehr Städten werden „Interkulturelle Gärten“ sogar ganz bewusst als Hilfe zur Integration gegründet. Was passiert, wenn Menschen unterschiedlichster Herkunft Beet an Beet aufeinander treffen, erzählt Wladimir Kaminer beim Festival gewohnt amüsant mit der Lesung „Mein Leben im Schrebergarten“. Mit seinem anrührenden Film „Unser Garten Eden“ führt der syrischstämmige Regisseur Mano Khalil in eine Kleingartenkolonie bei Bern, wo Menschen aus 28 Nationen zusammenleben. Und der Journalist Martin Rasper führt mit seinem Buch „Vom Gärtnern in der Stadt“ kundig durch die neue urbane Gartenbewegung von Nachbarschaftsgärten bis Guerilla Gardening.

Dem besonderen Verhältnis von Mensch und Garten spüren Ulla Lachauer, Eva Demski und Jakob Augstein nach, erzählen vom Scheitern ebenso wie vom Glück des Gelingens. Die Journalistin Mely Kiyak, Tochter kurdischer Einwanderer aus der Türkei, berichtet in ihrem Buch „Ein Garten liegt verschwiegen...“ von ihrer Freundschaft zu den gärtnernden Benediktinerinnen der Abtei Fulda. Einen Bogen zur arabischen Kultur schlägt Claudia Ott mit ihrer vielgerühmten Neuübersetzung von „Tausendundeine Nacht“.

Eher kulinarischer Natur ist das Garteninteresse des Fernsehliteraturkritikers Denis Scheck („Druckfrisch“), der gemeinsam mit der Ärztin Eva Gritzmann auf einem lustvoll-lehrreichen Streifzug durch die Esskultur den kleinen Unterschied zwischen den Geschlechtern erkundet. Die Fernsehköche und Kochbuchautoren Martina Meuth und Bernd Neuner-Duttenhofer sind „Auf der Suche nach dem verlorenen Geschmack“ und Rolf-Bernhard Essig erklärt in seiner Sprichwörter-Sprechstunde, warum die einen Tomaten auf den Augen haben, während andere sich nicht die Bohne dafür interessieren.

[www.lgs-na2012.de](http://www.lgs-na2012.de)

# Wettbewerbe

<b>Datum</b>	30.04.2012	01.05.2012	15.05.2012
<b>Name</b>	<b>Brieftaubengeschichtenwettbewerb</b>	<b>Marburger Kurzdramen Wettbewerb</b>	<b>Keimzelle - Wettbewerb für neue Theater Texte</b>
<b>Genre</b>	Prosa oder Lyrik (unveröffentlicht)	Kurzdramen (noch nicht aufgeführt)	Szene, Stückanfang, Fragment etc. für einen Theater Text (unveröffentlicht)
<b>Thema</b>	Brieftauben		Veränderung
<b>Umfang</b>	Prosa max. 3 Seiten, Lyrik max. 1 Seite	in maximal 30 Minuten aufführbar	Max. 10.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen)
<b>Form</b>	mit Namen, Anschrift, E-Mail und Kurzbiografie in Papierform per Post in 2-facher Ausfertigung und einmal auf CD	bühnen- und kostümtechnisch leicht umsetzbar; .pdf, .doc oder .txt; anonymisiert	
<b>Preis</b>	3x ein Brettspiel und Veröffentlichung der besten Texte online und evtl. als e-book	Aufführung der besten drei beim 9. Marburger Kurzdramenfestival	vier Texte werden am 26. Juni aufgeführt; Publikum kürt Sieger/in. Alle vier Finalisten erhalten ein Preisgeld von 100€, Gewinner/in kann mit dem Autor Paul Brodowsky und dem Theater Freiburg den Beitrag zu einem vollständigen Theater Text ausarbeiten
<b>Teilnehmer</b>			alle Nachwuchsautor/innen
<b>Veranstalter</b>		Theater GegenStand und proScript Verlag aus Tulln/Österreich	Gruppe Frischfleisch des Theater Freiburg, Slam Supreme und Studentenwerk Freiburg
<b>ein senden an</b>	Krauß Verlag, Schreibwettbewerb, Hauptstraße 49, D-67361 Freisbach	per E-Mail an mail“at“theater-gegenstand.de (Betreff: Kurzdramen)	als pdf-Dokument an keimzelle“at“theater.freiburg.de
<b>nähere Informationen</b>	<a href="http://www.kraussverlag.de/Schreibwettbewerb.htm">www.kraussverlag.de/Schreibwettbewerb.htm</a>	+49-(0)6421-686901 mail“at“theater-gegenstand.de  www.theater-gegenstand.de	<a href="http://www.keimzelle-wettbewerb.info/">www.keimzelle-wettbewerb.info/</a>

<b>Datum</b>	15.05.2012	01.06.2012	30.06.2012
<b>Name</b>	<b>Theater Baden-Baden Stückwettbewerb</b>	<b>Limburg-Preis 2012</b>	<b>Schwäbischer Literaturpreis 2012</b>
<b>Genre</b>	Theaterstück (nicht verlegt und nicht aufgeführt)	Erzählung (keine Fantasy, Märchen, Legenden) (unveröff.)	Prosa (unveröffentlicht)
<b>Thema</b>	NICHTS WAR WIE'S WIRD!, unvorhergesehene Auswirkungen einer Erfindung bzw. einer Entdeckung		Zugewandert
<b>Umfang</b>		Nur ein Beitrag, max. 10 Seiten	Max. 20 Seiten (ca. 50 Zeilen à 80 Anschläge)
<b>Form</b>	ausführliches Exposé, Besetzungsangaben, Szenenfolge, mind. 2 fertige Szenen (5-10 Seiten); anonymisiert; Bewerbungsformular; sowohl postalisch 5fach als auch als pdf per E-Mail	1,5-zeilig, 12 Punkt; 4-fach, anonym mit Kennwort; Briefumschlag mit Kennwort: Name, Anschrift, Geburtsdatum sowie einen Nachweis über Veröffentlichungen	12 Punkte, paginiert; anonymisiert mit Kennwort; Brief: Anschrift, Telefonnummer, E-Mail, Geburtsdatum; Wurzeln im schwäbisch-alemannischen Kulturraums erläutern
<b>Preis</b>	mit 10.000€ dotierter Stückauftrag und Uraufführung 2013	4.000€	1.) 2.000€ 2.) 1.500€ 3.) 1.000€, Anthologie-Veröffentlichung
<b>Teilnehmer</b>		Unter 40 Jahren und Veröffentlichung von Erzählungen in Zeitschriften bzw. Anthologien oder als Buch (kein Selbstverlag, kein bod)	Autor/innen, die im schwäbisch-alemannischen Kulturraum leben bzw. hier ihre biographischen Wurzeln haben
<b>Veranstalter</b>	Theater Baden-Baden	Stadt Bad Dürkheim und Kunstverein Bad Dürkheim	Bezirk Schwaben
<b>einsenden an</b>	Theater Baden-Baden, Stückwettbewerb, Goetheplatz 1, D-76530 Baden-Baden; tbb.150@baden-baden.de	Kunstverein Bad Dürkheim, Lucia Cornelius-Horstmann, In den Hammerwiesen 28, D-67098 Bad Dürkheim	Bezirk Schwaben – Heimatpflege, Prinzregentenstr. 8, D-86150 Augsburg Heimatpflege@Bezirk-Schwaben.de
<b>nähere Informationen</b>	<a href="http://theater.baden-baden.de/haus/theaterjubilaum-tbb-150/">http://theater.baden-baden.de/haus/theaterjubilaum-tbb-150/</a>	lucia.horstmann@t-online.de; Markus Orths, morths@gmx.de	<a href="http://www.bezirk-schwaben.de/heimatpflege/aktuelles/literaturpreis-2012/">www.bezirk-schwaben.de/heimatpflege/aktuelles/literaturpreis-2012/</a> +49-(0)821/3101-309

<b>Datum</b>	10.07.2012	11.07.2012	Jederzeit
<b>Name</b>	<b>20. open mike 2012</b>	<b>Peter-Härtling-Preis</b>	<b>Radio LORA sucht Hörspielskripte</b>
<b>Genre</b>	Lyrik oder kurze Prosa bzw. Auszug aus einem Großtext (unveröffentlicht)	Kinder- oder Jugendbuch (Prosa, unveröffentlicht) für Leser/innen von 10-15 Jahren	Hörspielskripte, Kurzhörspiele & Sketche
<b>Thema</b>			
<b>Umfang</b>	nur eine Bewerbung pro Autor/in; 15-minütige Lesezeit	80-200 Normseiten	Ideal: 46 Sendeminuten (46 x 900 Zeichen ohne Leerzeichen); auch kürzer
<b>Form</b>	einseitig gedruckt, 12 Punkt, 1,5zeilig; 2fach ungeheftet; anonym ohne Code/ Kennwort; Biographie, Adresse, Telefonnummer, E-Mail; Zustimmung zu Teilnahmebedingungen	unterhaltend, phantasievoll an der Wirklichkeit der Kinder/ Jugendlichen orientiert; anonym mit Stichwort; Name, Anschrift, Telefonnr, E-Mail in verschlossenem Umschlag, mit Stichwort	Als pdf
<b>Preis</b>	Endrunde als Lesung November 2012 in Berlin; bis 22 Texte als Anthologie veröff.; 3 Stipendien à 2.500€(1x Lyrik, 2x Prosa); taz-Publikumspreis; Lesereise November 2012; Workshop Februar 2013	3.000€, Buchveröffentlichung bei Beltz & Gelberg	Verbreitung des Hörspiels und Interview mit Autor/in
<b>Teilnehmer/innen</b>	deutschsprachige Autor/innen, unter 35 Jahre, ohne eigene Buchpublikation		
<b>Veranstalter</b>	Literaturwerkstatt Berlin und Crespo Foundation	BELTZ & Gelberg	Radio LORA München
<b>einsenden an</b>	Literaturwerkstatt Berlin, „open mike“, Knaackstraße 97 (Kulturbrauerei), D-10435 Berlin	Peter-Härtling-Preis, z. Hd. Eva-Maria Kulka, Kunhardtstr. 4, D-20249 Hamburg	hoerspiel“at“lora924.de Radio LORA München, Redaktion „Hörspiel“, Gravelottestr. 6, D-81667 München
<b>nähere Informationen</b>	www.literaturwerkstatt.org Jutta Büchter, +49-(0)30-48 52 45 25, presse“at“literaturwerkstatt.org	Lektorat Beltz & Gelberg, Anette Riley, +49-(0)6201-6007-329, a.riley(at)beltz.de, <a href="http://www.beltz.de/haertling">www.beltz.de/haertling</a>	<a href="http://lora924.de/">http://lora924.de/</a>